Ausgewählte
Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

Einunddreißigster Band:

Ein deutscher Leinweber.

Zwölfter Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1862.

Ein deutscher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Storch.

Dritte Abtheilung.

Das Haus Fugger.

Roman in vier Theilen.

Vierter Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1862.

Das Haus Fugger.

Roman in vier Theilen

von

Ludwig Storch.

Vierter Theil.

1.

Bruder und Schwester.

Die Königin Maria wünschte nichts sehnlicher, als den geliebten Jüngling heimlich sprechen zu können, um ihn mit dem Plane bekannt zu machen, welchen sie in Bezug auf ihn schnell entworfen hatte.

Der König Ferdinand sollte ihm den ungarischen Reichsadel verleihen, und sie wollte ihn dann zu ihrem Hofcavalier machen. Aber die mit erneuter Heftigkeit erwachte Leidenschaft ihres zärtlichen Herzens verlangte vor allen Dingen eine heimliche Zusammenkunft mit ihm. Dazu mußte natürlich die größte Vorsicht angewandt werden, damit der dichteste Schleier des Geheimnisses darüber gebreitet werde. Auch wußte sie ja schon aus Erfahrung, daß die Fugger in dieser ihrer Herzensangelegenheit ihre Gegner waren. Die Königin Anna war hingegen darin auch ihre Vertraute, und es gelang der feurigen Maria leicht die gutmüthige Schwägerin zu bereden, daß diese Zusammenkunft durch sie vermittelt würde. Die beiden königlichen Frauen hatten nichts Angelegentlicheres zu thun, als allerlei feine Pläne zu schmieden. Zuerst mußten sie auszukundschaften suchen, ob Raimund Mohr aus freiem Entschluß und aus Liebe zu Regina Turzo in der nächsten Zeit deren Gemahl werden wollte, oder ob er nicht vielmehr von seinen Wohlthätern, den Fuggern, dazu beredet und gewissermaßen gezwungen werde. Maria wollte etwas dahin Zielendes in des Jünglings Augen gelesen haben, als er dem Kaiser als Regina's Verlobter genannt worden war. Doch mußte sie darüber volle Gewißheit haben, um mit Sicherheit weiter handeln zu können. Ohne bewährte Hülfe dritter Personen konnte natürlich nichts ins Werk gesetzt werden, und eine alte

treue in dergleichen Händeln wohl erfahrne Hofdame der Königin Anna, Frau von Palfy, wurde ins Geheimniß gezogen. Diese berichtete, sie habe heute eine alte sehr interessante Bekanntschaft erneuert, eine Zigeuneraltmutter, die untrüglichste Wahrsagerin seit zwei Menschenaltern, die schon der Königin Isabella von Kastilien die verborgensten Geheimnisse enthüllt und an verschiedenen Höfen die geheimsten Geschäfte der höchsten Damen und Herren so geschickt als pünktlich besorgt habe, daß man ihre Dienste in hohem Preis gehalten.

Die beiden Königinnen bekamen auf diesen Bericht hin die unwiderstehlichste Lust, sich von der alten so hoch gerühmten Wunderfrau wahrsagen zu lassen und nach Befinden der Umstände den Versuch zu wagen, ob durch ihre Vermittlung geheime Zusammenkünfte zwischen Marien und dem schönen Gegenstande ihrer glühenden Leidenschaft erzielt werden könnten. Die Hofdame erhielt Befehl, die alte Zigeunerin Abends spät zur Königin Maria zu bringen, und schon am folgenden Abend krückte Karracha von ein paar Kammerfrauen geführt, die steinernen Treppen im Fuggerschen Hause am Weinmarkt hinauf und trat keck, als wandle sie immer in solchen Gemächern, vor die beiden jungen Königinnen, eine häßliche, aber darum nicht minder willkommne Pythia.

Die alte Hexe machte ihren Hokuspokus mit großer Feierlichkeit, zog einen Zauberkreis mit ihrem Stabe, ließ die Königin hineintreten und sah dann in die dargebotne schmale und zierliche Hand. „Wenn Ihr auch zwei Kronen durch den Tod Eueres Gemahls verloren habt, so steht Euch doch nächstens die Herrschaft über ein großes und reiches Land zu, und Ihr werdet sie ganz allein ausüben. Ihr liebt den schönsten Fürsten, der da lebt und werdet von ihm geliebt. Wie an Schönheit, so ist ihm an ritterlicher Tugend kein Andrer gleich. Darum erblüht Euch

das süßeste Minneglück. Ihr hattet den Geliebten verloren und habt ihn wiedergefunden. Der dichte Schleier eines wunderbaren Geheimnisses liegt über ihm, aber wenn Ihr die rechten Mittel wählt, wird es Euch nicht schwer werden, diesen Schleier zu lüften. Ein Mann, der Euch blutsverwandt ist, wird Euch dabei treu dienen. Nur durch ihn könnt Ihr zum Ziele Euerer Wünsche gelangen. Ohne seine Hülfe ist all Euer Streben vergeblich. Ihr werdet ihn sicher an einem rothen Muttermaale in seinem Antlitz erkennen."

Maria verlangte darüber noch nähere Erklärungen, Karracha versicherte aber keine solchen geben zu können. Anna flüsterte der Schwägerin zu: sie sei im Stande, ihr über diesen Punkt aufhellende Mittheilungen zu machen. Die kleine zarte Königin erhielt hierauf ebenfalls die gewünschte Prophezeihung, welche darin bestand, daß sie zur Mutter und Ahnfrau eines mächtigen und langdauernden Herrschergeschlechts über vier große Länder bestimmt sei und ihr Gemahl über seine Feinde — nur den Hauptfeind ausgenommen — glänzend triumphiren werde.

Die beiden Königinnen zogen sich zurück, und die vertraute Hofdame verhandelte das Uebrige mit Karracha. Die Zigeuneraltmutter übernahm den Auftrag, den jungen Raimund Mohr zu einer heimlichen Zusammenkunft mit einer vornehmen Dame, die ihm ihr Herz geschenkt, zu vermögen. Erst sollte sie aber von ihm erkunden, ob er seine verlobte Braut wirklich aus Liebe heimführen wolle, oder ob er sich dazu nur aus Rücksichten der Dankbarkeit gegen das Fuggersche Haus verstehe. Reich beschenkt wurde die Alte entlassen. Zwischen ihr und Frau von Palfy war ein dritter Ort zur Zusammenkunft bestimmt, wo die Letztere die gewünschten Nachrichten in Empfang nehmen sollte. Denn ein öfteres Kommen der Zigeunerin in die Wohnung der Königin mußte, um keine Aufmerksamkeit

zu erregen, ebenso vermieden werden, wie der ohnedies nicht angenehme Besuch der Hofdame in der Zigeunerherberge.

Am folgenden Tag schon konnte Frau von Palfy der verliebten und mit heißer Sehnsucht der Antwort harrenden königlichen Herrin die Kunde hinterbringen, daß Raimund Mohr nichts weniger wünsche, als die eheliche Verbindung mit Regina Turzo. Nur mit brüderlicher Neigung sei er ihr zugethan, trage aber eine heftige Liebe zu einer andern Dame im Herzen. Ohne Hülfe des bezeichneten blutsverwandten Mannes mit dem Muttermaale sei ein heimlicher Minnedienst nicht möglich.

Ueber diesen so deutlich bezeichneten Mann hatte die Königin Anna ihrer Schwägerin schon Tags vorher Mittheilungen gemacht, welche diese in nicht geringes Erstaunen versetzt hatten. Anna hatte erzählt, daß Martin der Sohn jener in der Geschichte des österreich-spanischen Herrscherhauses so schlimm berüchtigten Kaufmannsfrau von Antwerpen sei, eine Frucht ihres verbrecherischen Umgangs mit dem Erzherzog Philipp, und daß er auf einem Bauernhofe in der Nähe Augsburgs geboren, wohin seine Mutter durch den alten Fugger gebracht worden, daß er als Knabe von dort entwichen, als Jüngling nach Tyrol gekommen und bei Jakob Fugger nach seiner Abkunft geforscht, daß dieser ihn dem Erzherzog Ferdinand zugeführt und sie, die damalige Erzherzogin, mit dem Schicksale des jungen Mannes, für den sich der Kaiser sehr interessirt, bekannt gemacht worden sei. Seit einer Reihe von Jahren lebe dieser Martin nun im Fuggerschen Hause, an Geistesschwäche und Trübsinn leidend. Maria erinnerte sich sogleich des bleichen Menschen mit den rothen Flecken im Gesicht, der ihr bei der Vorstellung der Fuggerschen Familie aufgefallen, und mit dem der Kaiser gesprochen, erst im Gaden und dann auf ihrem Zimmer, wohin Jener

gekommen. Der Ton heftiger Worte ihres Bruders war im fernen Zimmer an ihr Ohr geschlagen. Die Gemüthsbewegung Karls nachher war ihr nicht entgangen; sie war aber in Gedanken zu sehr mit dem Jüngling ihrer Liebe, den sie nach Jahren jetzt wiedergesehen, beschäftigt gewesen, um auf andre Dinge viel achten zu können. Jetzt wurde ihr die Sache wichtig, und sie wunderte sich, daß der Kaiser darüber gegen sie gänzlich geschwiegen. Nicht allein die geheimnißvolle Hindeutung der Zigeunerprophezeihung weckte ihr Interesse an dem armen natürlichen Bruder, ihr edles und tieffühlendes Herz gebot ihr liebevolle Theilnahme an seinem Schicksale. Sie beschloß, sich mit ihm in eine nicht auffällige Verbindung zu setzen, wozu ihr ihre Wohnung in demselben Hause, wo auch er wohnte, die beste Gelegenheit bot. Frau von Palfy wurde beauftragt, den Buchhalter Martin van der Voort heimlich auf seinem Zimmer heimzusuchen und ihn zu einer geheimen Unterredung mit der Königin Maria einzuladen. Darüber vergingen einige Tage in Ungeduld und vielfacher lebendiger Bewegung. Die Königin erhielt von fürstlichen und hochadligen Personen zahlreiche Besuche, namentlich von den protestantischen Fürsten, die sich angelegentlich um ihre Gunst und Vermittlung mit dem Kaiser bewarben, ebenso von gelehrten Theologen und Trägern der kirchlichen Bewegung, und der sanfte Melanchthon, dessen ruhiges und besonnenes Wesen ihr vorzüglich zusagte, war mehrmals bei ihr. Auch der Kaiser ließ keinen Tag vorüber gehen, ohne sie zu sehen; auf seinen Wunsch ritt sie wieder wie in Innsbruck mit ihm aus in der Umgegend der Stadt. Auch stritten sie wieder miteinander, wie in Innsbruck, und doch drückte er ihr so warm die Hand, doch küßte er sie so zärtlich auf Stirn und Wange, wenn er schied, doch sah man ihn nur munter und froh in ihrer Gesellschaft; nur bei ihr plauderte er heiter, und nur über

ihre witzigen, oft ausgelassenen Einfälle lachte er herzlich. Außerdem war er immer ernst, düster, schweigsam. Es war eine merkwürdige und ungewöhnliche Liebe, die des Kaisers Karl zu seiner schönen Schwester Maria, und keine seiner andern Schwestern durfte sich einer solchen rühmen. Und doch war keine so seine Widersacherin, wie Maria, die Freundin Luthers und des reinen Evangeliums.

Auch fiel in diese Tage die Eröffnung des Reichstages, wo die beiden Parteien sich nun offen gegenüber traten, um den Kampf, der alle Welt und insbesondre die Königin Maria lebhaft interessirte, zu beginnen.

Endlich brachte Frau von Palfy ihrer Gebieterin die Nachricht, daß sie Martinen gesprochen und er, hocherfreut über die Einladung der Königin, denselben Abend, ihrem Befehle Folge leistend, bei ihr erscheinen werde. Zu gleicher Zeit versicherte die Hofdame, der junge Mann sei von seiner Geisteskrankheit völlig genesen und erfreue sich des besten und schärfsten Verstandes, den nur ein Mensch besitzen könne.

Mit einer fast fieberhaften Spannung erwartete ihn die Königin. Die warmen würzigen Lüfte einer köstlichen Späthfrühlingsnacht drangen schmeichelnd mit dem Gesurre der draußen über den Markt hin und herwogenden Menschenmenge durch die geöffneten Fenster in die Räume ihrer Wohnung. Die Kerzen waren mit Schirmen umstellt, so daß eine liebliche Dämmerung im Zimmer waltete. Die reizende Königin schritt im faltenreichen schneeweißen Batistgewand unruhig auf und ab. Ihr dunkles Haar quoll in Locken unter der Haube hervor in den Nacken. Ihr Busen hob sich dann und wann von einem Seufzer. Sie hatte heute den schönen Raimund gesehen. Er hatte sie tieferröthend und das große sprechende Auge senkend ehrerbietig gegrüßt. Die nahen Kirchthürme verkündeten die zehnte Stunde; die Thür wurde leise geöffnet, Frau

von Palfy geleitete Martinen herein, verschwand wieder und drückte die Thür ins Schloß.

Der Eingetretene schritt unbefangen, wenn nicht keck auf die in der Mitte des Zimmers stehende Königin los, beugte ein Knie vor ihr und haschte nach einem Flügel ihres Gewandes, auf dessen Zipfel er die Lippen drückte. Maria wurde nicht gerade angenehm von diesem freien Benehmen berührt. Dennoch sprach sie gütig: „Euer trauriges Schicksal ist mir erst in diesen Tagen bekannt geworden. Hätte ich früher von Euch und Euerer Abstammung gewußt, als ich noch regierende Königin von Ungarn und Böhmen war, ich würde Euerm Schicksale schnell eine bessre Wendung gegeben haben. Doch auch jetzt bin ich vielleicht im Stande, Manches für Euch zu thun.“

„Ew. königlichen Hoheit Gnade wird Balsam in die tiefen Wunden träufeln, die ein hartes Geschick mir Unschuldigen geschlagen hat,“ versetzte Martin mit geschmeidiger Zunge.

„Es ist nicht das erste Mal, daß ich Euch gegenüber stehe. Ich habe Euch wieder erkannt. Ihr seid derselbe junge Mann, den ich in Kremnitz verhinderte, den jungen Raimund Mohr dem Hause seiner Pflegeältern zu entführen. Warum floht Ihr damals? warum entdecktet Ihr Euch nicht mir, wozu Ihr die schönste Gelegenheit hattet?“

„Meine Geburt und Abstammung waren mir selbst noch ein Geheimniß. Ich kannte weder den Namen meiner Mutter, noch den meines Vaters.“

„Und seid Ihr jetzt mit diesen Verhältnissen ganz vertraut?“

„Vollkommen. Meine Mutter hat sich mir selbst entdeckt und mir jeglichen Aufschluß über meine Entstehung gegeben. Ich weiß Alles.“

„So würde mir es lieb sein, wenn Ihr mir die Euch

gewordenen Mittheilungen wiederholen, ja wenn Ihr mir alle Euere Erlebnisse erzählen wolltet. Doch vorher beantwortet mir eine Frage: Was hattet Ihr damals in Kremnitz mit Raimund Mohr vor? Wohin gedachtet Ihr ihn zu bringen?"

Martin schwieg einige Augenblicke. Die Frage hatte ihn überrascht; er hatte geglaubt, es würde nur von ihm die Rede sein; jetzt ahnete er, daß das Interesse der Königin an Raimund größer war, als das an ihm. Doch seine Schlauheit hatte schnell den Vortheil begriffen, der für ihn daraus erwachsen könne, wenn er die Umstände klug benutze und sich der Königin unentbehrlich mache.

„Hoheit," sagte er zögernd, „es ist ein Geheimniß von der äußersten Wichtigkeit. Ich weiß nicht gewiß, ob die Herren Fugger damit bekannt sind; doch vermuthe ich es. Der alte Jakob hat es gewußt. Aber wenn die Neffen es auch von ihrem Ohm erfahren haben, so ahnen sie doch nicht, daß ich der Mitwisser desselben bin. Obgleich nun Raimund Mohr die Ahnung hat, daß das Vorgeben, er sei der Sohn eines verunglückten Bergmanns, ein schlau ersonnenes Märchen ist, um ihn in Abhängigkeit zu erhalten und sich seine dankbare Ergebenheit zu sichern, so ahnet er doch nicht im Entferntesten, wer er wirklich ist. Dieses Wissen würde schnell seine Dankbarkeit in Haß und Rachedurst verkehren. Aber noch weit gefährlicher, als den Fuggern, würde Raimunds Kenntniß von seiner Abstammung einem weit mächtigern Herrn werden — dem Kaiser."

„Seltsam und unbegreiflich!" rief Maria erstaunt. „Ihr steigert mein Verlangen, das jenen jungen Mann betreffende Geheimniß zu kennen, auf den höchsten Gipfel."

„Der Verrath dieses Geheimnisses an Raimund Mohr würde sicherlich mein eignes Verderben schnell herbeiführen. Noch ist es mir nicht gelungen, mir die Gnade des Kai-

sers zu erwerben. Jede Hoffnung darauf verschwände für immer, ja ich würde seinem Zorne erliegen, wenn er erführe, durch mich sei ausgekommen, was aller Welt und vorzüglich dem Jüngling für immer verborgen bleiben soll. Bevor ich also nicht aus Euerer königlichen Hand feste Zusagen erhalten habe, darf ich mich — so groß auch mein Vertrauen auf Euere königliche Großmuth ist, nicht bloßstellen. Die Pflicht gegen mich selbst, die Pflicht der Selbsterhaltung verbietet mir es."

„Das heißt mit andern kurzen Worten: Ihr traut mir nicht recht. So laßt denn hören! welche sind Euere persönlichen Pläne und Wünsche?"

„Erlaubt mir vorher die Gegenfrage: Hat man Euch berichtet, wer mein Erzeuger war? Kennt Ihr die Geschichte meiner Entstehung?"

„Die Antwort auf diese Frage liegt ja schon in meiner an Euch ergangenen Einladung und in meiner Ansprache von vorhin an Euch. Die mir gewordene Nachricht, daß mein Vater auch der Euerige sei, wird durch Euere äußere Erscheinung fast zur Gewißheit."

„Werde ich also auf den thätigen Beistand der edelsten Königin, der edelsten Frau, werde ich auf das Herz der edelsten Schwester rechnen dürfen?"

Das vertrauliche Wort mißfiel der Königin noch mehr, als das vertrauliche Benehmen bei aller geschmeidigen an Kriecherei anstreifenden Ostentation. Es wehte sie kühl an, statt warm. Aber sie war schon zu weit gegangen, um stehen bleiben zu können, und vor Allem mußte sie Raimunds Geheimniß wissen. Doch gemessener als von einer Schwester, die den Bruder — sei er auch ein natürlicher — zum erstenmal als solchen spricht, erwartet werden durfte, entgegnete sie: „Die Königin Maria wird sich Euch stets königlich erweisen. Sagt nur, wozu Ihr meines Beistandes bedürft! was soll ich für Euch thun?"

„Mir zur Geltung der Ansprüche verhelfen, zu denen Don Philipps, Eueres königlichen Vaters, Blut mich berechtigt.“

„Und welche sind das?“

„Die bescheidensten, die der Bastardbruder des mächtigsten Monarchen des Erdbodens haben kann. Der Kaiser soll mich als solchen anerkennen, mich zum niederländischen Grafen oder spanischen Marquese erheben und mir so viel Einkünfte auf königliche Güter anweisen, daß ich seiner würdig davon leben kann. Er und Ihr werdet Euch ein bis in den Tod dankbar ergebenes Herz schaffen.“

„Wenn aber der Kaiser nicht auf Euer Verlangen einginge? Ihr habt ihn schon angesprochen, und er hat Euch zurückgewiesen.“

„Ihr vermögt viel über ihn.“

„Und doch kann ich Euch den Erfolg meiner Fürsprache nicht verbürgen.“

„Wenn es Euch beim Kaiser fehlschlüge, so wendet mir die Gnade des Königs Ferdinand zu.“

„Der König thut nichts, namentlich in Familienangelegenheiten, was dem Kaiser unangenehm wäre.“

„Wenn weder der Eine noch der Andere zu bewegen wäre, etwas für mich zu thun, so empfehlt mich der Gnade Euerer Schwester, der Königin von Frankreich oder Euerer Tante, der Erzherzogin Statthalterin.“

„Ich will versuchen, was sich für Euch thun läßt. Ihr habt mein Versprechen.“

„Und wenn ich an Euer eignes Herz eine Bitte wagen darf: ich liebe Regina Turzo. Seit fünf Jahren trage ich die Leidenschaft für sie in der Brust. Verwendet Euch für mich bei ihr, bei ihren Eltern, bei den Fuggern.“

„Sie ist ja die Verlobte Raimund Mohrs.“

„Er liebt sie nicht; er wird zu dieser Verbindung halb

gezwungen, halb beredet. Sie darf nicht seine Gemahlin werden. Denn, erführe er, wer er ist, er würde sie verstoßen. Das holde Bild würde sehr unglücklich werden. Ihr begreift aber, um sie zum Altar führen zu können, muß ich ihr einen edeln Namen, eine würdige Stellung bieten können. Die Turzo sind ein altes stolzes Geschlecht. Nicht vergebens betreiben sie und die Fugger Reginas Verbindung mit Raimund Mohr. Daraus erkenn' ich, daß sie wissen, wer er ist. Aber auch der Bastardbruder des Kaisers würde ihnen ein hochwillkommner Eidam sein."

Die Königin ging nachdenkend auf und ab. Ihre Pulse flogen. Ihr Auge glitt brennend über die vorgebeugte Gestalt Martins. Sie kam zur Ueberzeugung, daß die heißen Pläne ihres eignen Herzens sie zum Verbündeten dieses ihr blutsverwandten Menschen machten, gegen den sich doch in diesem Herzen eine stille Abneigung, ein leiser Widerwille kund gab. „Wohl!" sagte sie endlich entschlossen. „Ich werde mich mit all meinem Einfluß für Euch verwenden. Aber seid Ihr denn auch gewiß, daß Regina Turzo Euch wieder liebt?"

„Ich werde ihre Liebe zu gewinnen wissen. Die Schwägerin des kaiserlichen königlichen Hauses zu werden, ist lockend."

Die Königin schüttelte unwillig das schöne Haupt. Martins nur nothdürftig überfirnißte Rohheit wurde ihr immer klarer. Aber sie mußte das Geheimniß um jeden Preis erfahren. Alle ihre Gefühle waren im stürmischen Aufruhr. Sie hätte Alles versprochen, um nur zum Ziele zu gelangen; sie hätte jede Rücksicht beseitigt; denn sie war jetzt nur — aber ganz — ein liebeglühendes Weib.

„Ihr habt nun mein feierlich gegebenes Wort, daß ich Euere Interessen auf alle mir mögliche Weise fördern will.

Ihr steht unter meinem Schutz; Ihr sollt nicht gefährdet werden. Jetzt sagt: wer ist Raimund Mohr?"

„Der rechtmäßige Erbe des Königsthrones von Granada; der Sohn des Sidi Selim Aben Muhamed Alnayar, der als Christ Alfonzo de Granada hieß und Admiral der Königin Isabella von Kastilien war. Sidi Alnayars Vater war der Wali von Baza Sidi Muhamed Aben Yahye Alnayar, der noch, während der Regierung seines Vetters Boabdil el Chiko's, Sultans von Granada, zu Ferdinand und Isabella überging und sich mit seinem Sohne taufen ließ und nachher nach der Eroberung Granada's durch das christliche Königspaar Statthalter des Königreichs wurde. Raimunds Mutter aber ist die französische Prinzessin Luise von Maine, die erste Geliebte Eueres und meines Vaters, dann verwitwete Herzogin von Najara, die einst mit Euerer Tante, der Erzherzogin Margaretha nach Spanien gegangen war, als diese dem Prinzen von Asturien vermählt wurde. Eines Tags versteckte im königlichen Schlosse von Toledo ein Page des Erzherzogs Philipp einen auf den Tod verfolgten Mann in das Zimmer einer Hofdame der Königin Isabella. Der Mann hatte das Schwert gegen den Erzherzog gezogen, von diesem furchtbar an seiner Ehre gekränkt. Dieser Mann war Don Alfonzo de Granada, mit seinem maurischen Namen Sidi Alnayar. Die Hofdame war die Herzogin von Najara; der Page Marx von Bübenhoven. Don Alfonzo war nämlich von Euerer Mutter, der Infantin Donna Juana geliebt; er hatte sie wieder geliebt. Beide hofften, Ferdinand und Isabella würden ein christliches Königreich Granada mit einem ihnen tributpflichtigen König errichten, und Don Alfonzo, den Sproß des maurischen Königshauses, auf den neuen Thron setzen und ihm Donna Juana zur Gemahlin geben. Die östreichische Doppelheirath vernichtete diese Hoffnungen. Aber der schöne Philipp von

Oestreich liebte seine Gemahlin, die minder schöne Juana nicht, dessen bin ich ein lebender Beweis. Ja, er behandelte sie unwürdig. Der Wahnsinn Euerer Mutter zeugt heute noch davon. Don Alfonzo setzte den Erzherzog über diese abscheuliche Behandlung zur Rede; denn der edle Maure hatte nie aufgehört, Euere unglückliche Mutter zu lieben. Daher der Haß und Streit zwischen den beiden fürstlichen Männern. Don Philipp ließ einen Preis auf Don Alfonzo's Kopf setzen, aber die hochsinnige Herzogin von Najara rettete den Verfolgten mit Gefahr ihres eignen Lebens. Sie verbarg ihn, wurde seine Gemahlin und floh mit ihm nach England. Doch auch dort nicht sicher, gingen sie nach Ungarn. Sie wollten zur Königin Anna, die eine Verwandte und Jugendgespielin der Donna Luise war; in den Karpathen wurden sie von Räubern überfallen und beraubt. Don Alfonzo ließ seine hochschwangere Gemahlin in einer Dorfschenke zurück und eilte allein an den Königshof nach Ofen. Die Frau wurde bald darauf von einem Knaben entbunden. Der Zufall wollte, daß in derselben Nacht Herr Jakob Fugger mit zwei Neffen, Raimund und Marx Fugger, in demselben Wirthshause übernachtete, auf der Reise nach Kremnitz begriffen. Die Kindbetterin befahl sterbend ihr Kind dem reichen Fugger an; Marx, ein Priester, taufte es, Raimund hielt es über das Becken und gab ihm seinen Namen. Der Knabe wurde im Turzo'schen Hause in Kremnitz erzogen. Die genauesten Nachrichten über alle diese Verhältnisse und Begebenheiten kann und wird Euch der Junker von Bübenhöven geben, der sich als Gesandter Euerer Tante hier befindet. Er wird und muß Euch die Wahrheit meiner Aussagen vollkommen bestätigen."

Das Erstaunen der Königin war, während der Erzählung Martins, mit jedem Worte desselben gestiegen. Sie schlug mehrmals die Hände vor Verwunderung zusammen

und ließ einzelne unwillkürliche Ausrufungen hören. „Und wie seid Ihr zur Kenntniß all dieser Dinge gekommen?“ fragte sie endlich.

„Das sonderbare Geschick meiner Jugend machte mich zum Diener und Begleiter des Don Alfonzo de Granada, der durch die Vermittlung Euerer Tante vom Kaiser Maximilian den deutschen Namen Ritter von Süderland erhalten hatte. Mit ihm kam ich nach Spanien, wohin ihm eine niederländische Gräfin von Isselstein, die ihn liebte, folgte und dort starb; mit ihm ging ich dann nach Afrika, wo — wie Ihr wißt — viele Tausende seines Volkes leben, und wo er in Algier bei Chair=Eddin Barbarossa eine Zuflucht fand.“

„Und dorthin wolltet Ihr den jungen Raimund Mohr bringen?“

„Euer Scharfsinn hat es errathen. Doch geschah es nicht auf den Wunsch seines Vaters, sondern auf den der Gemahlin Chair=Eddins, Suleima Abdelmelic, die, ebenfalls ein Sproß des maurischen Sultangeschlechts von Granada, den ungeheuern Plan hegte, die Herrschaft des Kaisers in Spanien zu stürzen, den Thron der Mauren wieder aufzurichten und Raimund darauf zu heben. Wenigstens sollte der Jüngling zur Empörung und Erhebung der noch in Spanien lebenden Mauren benutzt werden. Vielleicht ist Euch diese kühne Frau unter ihrem christlichen Namen bekannt; denn sie war ein Liebling Euerer Großmutter Isabella, eine Gespielin, Freundin und Hofdame Euerer Mutter, Freundin und Gesellschafterin Euerer Tante. Sie war die Ziehschwester des Königs von Neapel und hieß Agnes oder spanisch Inese de Cardona.“

„Ha diese! Meine Tante hat mir von ihr erzählt. Sie lebte am Hofe zu Brüssel.“

„Jetzt weiß Ew. königl. Hoheit das ganze Geheimniß.“

„Ihr müßt mir Alles noch einmal ausführlich erzählen, so wie Euere eignen Schicksale, die, wie ich begreife, auf's Innigste damit verwebt sind. Dann werde ich genauen Bericht vom Junker von Bübenhoven einfordern. Jetzt schwimmt mir im Kopfe alles wie ein Chaos herum und muß sich aufklären. Das Eine versteh ich, den Namen des Jünglings. Mohr heißt Maure, Raimund der Maure, der maurische Königssohn. Vor Allem müßt Ihr mir eine geheime Unterredung mit Raimund Mohr verschaffen. Ich muß den edeln jungen Mann genau kennen lernen. Nur durch Euch kann ich dazu gelangen. Ihr seid jetzt mein innigst Verbündeter."

„Ich diene Euch mit Leib und Leben. Gebietet über mich. Nur bedenkt wohl, ob es zweckdienlich ist, daß Raimund jetzt schon das Geheimniß seiner Geburt erfahre."

„Nein; er darf es noch nicht wissen."

„Zu einer Zusammenkunft, die in der Stadt überall leicht bemerkt und verrathen werden könnte, schlage ich Euch den auf eine Stunde von hier einsam auf der Höhe nach Ulm zu gelegenen Fuggerschen Maierhof, der Wellenhof genannt, vor. Die Verwaltung dieses kleinen Guts ist mir von Herrn Anton übertragen. Ich habe dort ein Zimmer, wo Ihr ungestört mit dem Jüngling sprechen könnt, so lang es Euch beliebt. Befehlt, wenn ich ihn dorthin bestellen soll."

„Morgen Nachmittag um sechs Uhr, will ich mit einer meiner Frauen dorthin reiten auf dem graden Wege. Raimund soll auf einem Umwege dorthin kommen. Ihr aber sorgt, daß um diese Zeit auf dem Hofe keine Menschen sind, die zu Verräthern werden könnten."

„Verlaßt Euch auf mich. Ihr sollt in jeder Hinsicht sicher sein."

„Wohl! Nun erzählt mir Euere und Raimunds Lebensgeschichte mit allen Nebenumständen."

Martin kam diesem Befehl mit der ihm eigenthümlichen schlauen Geschmeidigkeit nach. Er wob wieder Lüge in Wahrheit; er verschwieg seine Fehler oder suchte sie in ein glänzendes Licht zu setzen; aber der Scharfsinn der Königin sah heller, als er wünschte. Vorhin, als er ihr das wichtige Geheimniß enthüllt, war er ihr plötzlich eine angenehme Person geworden und zu dem Vermittler zwischen ihr und Raimund Mohr fühlte sie gleichsam eine schwesterliche Zuneigung. Der erste unangenehme Eindruck, den er auf sie gemacht, war dadurch fast verwischt und hatte dem lebhaftesten Interesse für ihn Platz gemacht; als er aber nach Mitternacht von ihr schied, war jener erste Eindruck wieder und stärker in ihr hervorgetreten. Sie hatte das unklare und drückende Gefühl, sich mit einem unedeln Charakter eingelassen zu haben. Doch schnell drängten andere heiße und bunte Gefühle, kühn flatternde Gedanken und von ihrer Phantasie prächtig beleuchtete Bilder der Zukunft, deren reizender Gegenstand der ritterliche Maurenprinz war durch ihre aufgeregte Seele. Seine Mutter war ihres Vaters erste, wahre und reine Liebe gewesen, und ihre unglückliche Mutter hatte seinen Vater geliebt; die Liebenden hatten den schönen Plan gehegt, als König und Königin von Granada, über ein edles Volk zu herrschen. Jetzt sah sie sich im Geiste mit Raimunden auf diesem Throne, das herrlichste Paar in königlichem Prachtglanze. O, welche Entschädigung für sie, für die Marter an einen ungeliebten knabenhaften Gemahl, auf einem freudlosen Thron gekettet gewesen zu sein! Wie ganz anders, wie überaus wunderbar und außerordentlich war plötzlich ihre Stellung zu dem geliebten Jüngling geworden! Vorhin noch war ihr höchster Wunsch gewesen, ihn zu ihrem Cavalier zu gewinnen; jetzt wollte sie seine Gemahlin werden, jetzt ihn zum König von Granada machen. Heil dem König und der Königin von Granada! brauste es, als der

vieltausendstimmige Chorus eines glücklichen Volks durch ihre brennende Seele. Ihr schönes Haupt glühte fieberisch, ihre Pulse flogen. Wohl dachte sie auch einen Augenblick an die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenthürmen könnten, daß der Kaiser nicht leicht für ihren kühnen Plan zu gewinnen sein dürfte; aber das liebeheiße Herz eines Weibes glaubt kühn mit den schwersten Dingen leicht und schnell fertig werden zu können; das Herz einer Königin ist noch kühner; Maria's Herz war das kühnste.

2.

Die Augsburgische Konfession und die Liebe der Königin Maria.

Am 20. Juni wurde der Reichstag mit den herkömmlichen Feierlichkeiten im großen Saale des Rathhauses eröffnet. Der Kaiser hatte sich Tags zuvor durch den Genuß des Leibes und Blutes Christi und am Morgen selbst durch eine vom Kardinal-Legaten gehaltene Messe vorbereitet. Er saß im vollen kaiserlichen Ornat auf einem Thron, und vor ihm auf der Tafel lag das bloße Reichsschwert. Ihm zur Rechten und Linken auf niedern Sesseln hatte der Legat und der König Ferdinand ihre Plätze, dann die Kurfürsten, Fürsten und Städte nach der Hierarchie des Reichs. Seit dem Reichstage zu Worms 1521 war der Kaiser zum ersten Male wieder in der Mitte der versammelten Stände. Jedermann fühlte die Wichtigkeit des Moments. Durch das Unterliegen der Volkspartei hatte sich seit vier Jahren der Geist der alten Zeit immer mehr gekräftigt; jetzt kam er mit dem Kaiser, dem Besieger Italiens, dem Verbündeten des Papstes,

und stellte sich dem eingeschüchterten Geiste der Neuzeit gegenüber, dem die Fürsten und die Wittenberger Kirchenreformatoren nur halbe Koncessionen gemacht hatten. Daß er auf sehr schwachen Füßen stand, wer konnte sich's verhehlen? Es fragte sich: sollte er unterliegen? Sollte die Unvernunft der abgelebten Zustände noch einmal triumphiren? Der Fluch der Niederlage des Volks hatte sich ja schon gezeigt; die Widersacher des Alten hatten sich in zwei Parteien gespalten; die Wittenberger und die Schweizer hatten sich getrennt. Auf den trotzigen und höhnischen Gesichtern der Anhänger des Papstes und des Kaisers, welche die große Majorität in der Versammlung hatten, zeigte sich deutlich genug, wie wenig Hoffnung für die schwache Minorität vorhanden war, die kirchliche Reform durchzusetzen.

Campeggi eröffnete die Sitzung mit einer langen Rede, worin er auf Einigkeit der Kirche drang, d. h. auf das Nachgeben der protestantischen Stände und ihren Rücktritt unter Papst und Rom. Dann ließ der Kaiser durch den Reichskanzler die Reichstagsproposition verlesen. Sie legte den Ständen dringend und vor allen andern Dingen eine dem Zwecke entsprechende Rüstung wider die Türken ans Herz. Zunächst erklärte er seinen kaiserlichen Willen dahin, die religiösen Irren im Reiche in Milde und Güte beizulegen und forderte alle Stände auf, ihm mit ihrem besten Willen dabei zur Hand zu sein. Zu dem Ende möge ein Jeder, wie er schon im Ausschreiben begehrt, seine Meinung und Gutdünken in Schriften überantworten.

Der Reichsrath faßte aber den Beschluß, die kirchliche Angelegenheit zuerst vorzunehmen. Sofort erhoben sich die fünf protestantischen Fürsten, der Kurfürst Johann von Sachsen, der Markgraf Georg von Brandenburg, der Herzog Ernst von Lüneburg, der Landgraf Philipp von

Hessen und der Fürst Wolfgang zu Anhalt von ihren Stühlen und stellten sich vor dem Kaiser auf. Der kursächsische Kanzler ergriff im Namen und Auftrag dieser Fürsten das Wort an den Kaiser, versicherte ihm ihre Unterthänigkeit und Gehorsam als Reichsfürsten und bat um Erlaubniß, ihr Glaubensbekenntniß überreichen und in öffentlicher Reichsversammlung vorlesen zu dürfen, um sich auf solche Weise aus der üblen Nachrede zu setzen, daß sie Ketzer seien.

Der Kaiser hatte gute Gründe, die protestantischen Fürsten, namentlich ihr Haupt, den alten Kurfürsten von Sachsen, so glimpflich als möglich zu behandeln, um einen bis jetzt noch sehr geheim gehaltnen Plan ins Werk zu setzen. Dieser bestand in nichts Geringerem, als seinen Bruder zum römischen, d. h. eigentlich deutschen König erwählen zu lassen. Es lag ihm also Alles daran, die Kurfürsten dafür zu gewinnen, und Herr Hans war doch der mächtigste und einflußreichste. Dann bedurfte er der Anhänger der neuen Kirchenlehre zu seinem beabsichtigten Kriegszug gegen die Türken. Sie hatten ihm trefflich gegen den Papst geholfen; sie sollten ihm jetzt gegen Suleiman helfen.

Deshalb erklärte Karl jetzt, er werde das angekündigte Glaubensbekenntniß entgegennehmen und sich die Vorlesung desselben in der nächsten Reichsversammlung gefallen lassen. Damit wurde die erste Sitzung geschlossen.

Die päpstliche Partei, im höchsten Grad ärgerlich über die Erklärung des Kaisers, begann sogleich ihre Intriguen. Sie bestürmte den Kaiser und verlangte, daß die Verlesung des Glaubensbekenntnisses unterbleibe; diese Ketzer und Abtrünnigen seien solcher Ehre nicht werth, der Kaiser dürfe sich in keine Unterhandlungen mit ihnen einlassen, sondern habe unbedingten Gehorsam zu fordern, widrigenfalls die ihm zustehende Gewalt anzuwenden sei. — Der

Kardinal-Legat, gewohnt, den Kaiser allen seinen Wünschen entgegen kommen zu sehen, erfuhr bei seinem Besuch in den Prachtgemächern der Pfalz, daß der gegen ihn so nachgiebige Kaiser ihm auch einen sehr entschiedenen Willen entgegensetzen konnte. Karl erklärte ruhig: Seine Eminenz möge ihn doch nicht für ein Kind halten, das heute widerrufe, was es gestern versprochen. Keinem Menschen auf der Welt zieme Worthalten mehr, als dem Kaiser. Das Glaubensbekenntniß der Protestanten werde in der Reichsversammlung gelesen werden. —

Die protestantischen Fürsten hatten nicht allein sein Wort, auch die geliebte Schwester Maria hatte es, und es ihr zu brechen, dazu hätte ihn der Papst selbst nicht vermögen können.

Die von Melanchthon ausgearbeitete Schrift, deren Grundzüge von Luther herrührten, wurde am 25. Juni vom kurhessischen Kanzler in der Reichsversammlung verlesen, zuerst in deutscher, dann in lateinischer Sprache. Die protestantischen Fürsten hatten erwartet, daß dies im gewöhnlichen Lokal des Reichstags, im großen Saale des Rathhauses, geschehen werde, aber der Kaiser bestimmte die kleinere Kapitelstube der bischöflichen Pfalz dazu, wo nur die Stände und keine Zuhörer Platz finden konnten. Ebenso wollte der Kaiser auch nur die lateinische Fassung verlesen lassen, aber die protestantischen Fürsten stellten ihm sehr angelegentlich vor, daß es eine deutsche Sache sei, um die es sich handle, und daß sie in einer deutschen Reichsstadt verhandelt werde. Die deutsche Sprache trug den Sieg davon.

Dieses wichtige Dokument, daß unter dem Namen der „Augsburger Konfession" so berühmt geworden ist, enthielt nichts, welches den Principien der lateinischen Kirche entgegen gewesen wäre; ja, die protestantischen Stände gingen im Gefühl ihrer physischen Schwäche darin

sogar von ihrem Grundsatz ab, nichts anzuerkennen, was nicht im neuen Testament begründet sei, indem sie, um ihre starken Gegner ebenfalls zur Nachgiebigkeit zu gewinnen, Glaubenssätze aufstellten oder vielmehr zugaben, von denen kein Wort in der Bibel steht. Wie viel nachdrücklicher und würdiger hätten sie auftreten können, wenn Luther seine Halsstarrigkeit aufgebend, der menschlichen Vernunft, die er freilich für den „Teufel" erklärte, Koncessionen gemacht und sich nicht von den der Vernunft weit mehr huldigenden Schweizer-Reformatoren getrennt hätte. Daher war es gekommen, daß die oberdeutschen freien Städte und namentlich Augsburg selbst auf der Seite der Schweizer standen und ihren Lehrbegriff annahmen, ja daß der Landgraf sich so stark zu Zwinglin hinneigte, daß er das Melanchthonsche Glaubensbekenntniß nicht mit unterschreiben wollte, und erst durch eine sehr nachdrückliche briefliche Mahnung Luthers dazu vermocht wurde.

Die päpstliche Partei begann nun ihre Berathungen, was zu thun sei. Wenn die Protestanten durch eine befremdende Nachgiebigkeit, mit der selbst Luther nicht einverstanden war, gehofft hatten, ihre mächtigen Gegner zu irgend erheblichen Koncessionen zu bestimmen, so mußten sie sich zu ihrem Schmerze bald eingestehen, daß ihren Hoffnungen die Täuschung auf dem Fuße folgte. Während sie sich nur in der Defensive hielten, gaben sie den übermüthigen Römlingen Blößen, die diese sogleich benutzten; es wäre für die zeitgemäße Entwickelung und den vernünftigen Fortschritt ersprießlicher gewesen, sie hätten mit kräftiger Hand die Offensive ergriffen, und die Entscheidung auf die Spitze des Schwertes gestellt. Dazu hätten sie aber mit den Schweizern eins sein müssen; denn die große Masse des Volkes, die nach Befreiung von den römisch-katholischen Banden lechzte und den Kampf gegen

die Römlinge gern wieder aufgenommen hätte, stand wohl hinter Zwinglin, aber nicht mehr hinter Luthern, der sich seit fünf Jahren den gemeinen Mann, namentlich in Oberdeutschland entfremdet hatte.

Der Kaiser verschmähte seinerseits auch nicht geheime Schritte zu thun, um einzelne der protestantischen Fürsten für sich zu gewinnen und durch allerlei Mittel, die einem Kaiser und besonders ihm leicht zu Gebot standen, ihrer Partei zu entführen. Dem alten Herzog Johann zu Sachsen stellte er die Unterwerfung unter den Papst als Bedingung zur Belehnung mit der Kurwürde, die dieser noch nicht hatte, und um die er geziemend nachgesucht. Die jüngern protestantischen Fürsten suchte er durch ein Mittel zu gewinnen, welches noch sehr selten fehl geschlagen hat. Ueber Erwarten leicht gelang ihm nämlich, seine Schwester Maria zu überzeugen, wie es zur Einheit des deutschen Reichs, zur Befestigung der Macht und des Ansehens des Hauses Oestreich, zur Bekämpfung der Türken und zur Zurückführung des Bruders Ferdinand auf den ungarischen Thron, ferner, zur kräftigen Niederhaltung der feindlichen Mächte in Italien und zur Paralysirung des von heimlichem Groll erfüllten Schwagers, des Königs Franz von Frankreich, unerläßlich nothwendig sei, daß die protestantischen Fürsten sich der kirchlichen Obermacht des Papstes wieder unterwürfen und den lutherischen Neuerungen entsagten, und daß sie als östreichische Fürstin aus allen Kräften mitzuwirken habe, dieses Ziel bald zu erreichen. Der Kaiser gedachte also die hohe Macht der weiblichen Schönheit und Anmuth Maria's und den geistigen Einfluß, welchen sie auf die protestantischen Fürsten ausübte, zu benutzen, um den Einen und den Andern wieder in das päpstliche Lager herüberzuziehen, wie dies bereits mit seinem Schwager, dem König Christiern von Dänemark so gut gelungen war.

Maria würde zu andrer Zeit diesen seltsamen und verfänglichen Antrag des Kaisers, der mit ihren religiösen Ueberzeugungen in so grellem Widerspruch stand, unbedingt, vielleicht sogar mit Entrüstung zurückgewiesen haben; jetzt ging sie zu Karls eigener Verwunderung sogleich darauf ein. Sie wollte sich nämlich den Kaiser durch solche wichtige Dienstleistungen verpflichten, um ihn ihren stillen kühnen Wünschen in Bezug auf Raimund Mohr und die Königskrone von Granada geneigt zu machen; sie hoffte, wenn der Zeitpunkt gekommen sein würde, diese Wünsche vor ihm laut werden zu lassen, sich nicht nur an seine Liebe, sondern auch an seine Dankbarkeit wenden zu können und des ersehnten Erfolges dadurch nur um so sicherer zu sein.

Durch Martins schlaue Vermittlung hatte schon mehr als ein zärtliches Stelldichein der verliebten Königin und des heißblütigen Jünglings auf dem einsamen Wellenhofe stattgefunden, und obgleich sie bis jetzt so viel Gewalt über sich behauptet hatte, dem Geliebten keine klaren Eröffnungen über seine hohe Abstammung zu machen, um nicht durch seinen Ungestüm Alles zu verderben, so mußten ihre süßen schmeichlerischen Worte, ihre geheimnißvollen Andeutungen, sein ohnedies schon heftig erregtes Gemüth in die lebhafteste Bewegung versetzen. Das rein Weibliche in ihr, das, in leidenschaftlicher Liebe zum Durchbruch kommend, ihre königliche Würde gänzlich vergaß, verscheuchte in Raimunden bald die scheue Ehrfurcht, die er vor der Königin hatte, und er hätte nicht voll Jugend und Kraft, voll stürmenden drängenden Bluts und heißer Gefühle sein müssen, um nicht berauscht zu werden von der Liebe eines so göttlichen Weibes, einer so reizenden Königin und diese im vollen Maße zu erwidern. Aber der wunderbare Zauber, der ihn an die schlanke junge Zigeunerin fesselte, wurde durch die Liebe zur Königin nicht aufgehoben, ja es war gleichsam, als würde derselbe dadurch

noch gesteigert. Raimund kam in ein merkwürdiges Doppelverhältniß. Seine Liebe zur Königin war bei weitem sinnlicherer Natur; er glühete für sie, aber diese Liebe machte ihn nur glücklich, wenn das wonnetrunkene Auge der Königin sich in sein eignes tauchte, wenn der raschere Schlag ihres Pulses durch seine Finger zitterte, und selbst dann, in den glücklichsten Momenten, konnte er ihre Hoheit doch nicht ganz vergessen, und ein drückendes Gefühl ging für ihn davon aus. War er fern von Marien und gedachte seines Verhältnisses zu ihr, so überflog es ihn wie ein Schrecken, wie ein geheimes Grauen; der Gedanke, von der schönen Königin geliebt zu werden und sie zu lieben, wurde ihm fast unheimlich. Von ganz andrer Art waren seine Empfindungen für Karlotten; diese Liebe war mehr geistiger Natur. Er stand hoch über dem süßen Kinde und beugte sich zu ihm hinab, um die reinen Liebkosungen zu empfangen, das harmlose holde Geplauder desselben zu vernehmen. Das Glück, welches ihm die Liebe der Zigeunerin bereitete, war ohne allen bittern und aufreizenden Beigeschmack. Auch war, der Natur der Sache nach, seine Liebe zu ihr tiefer und inniger, als die ihrige zu ihm; denn sie war ja noch ein Kind. Die Liebe der Königin zu ihm war dagegen überwältigend, athemraubend. Daher geschah es, daß er in der Zusammenkunft mit der Königin sich nach der Zigeunerin sehnte und von jener zu dieser eilte, um sich ein paar Stunden in der schmutzigen Zigeunerherberge unter dem naiven Gekose des „Kindes" erst wahrhafter Liebesseligkeit bewußt zu werden.

Maria aber, die stolze Witwe des Königs von Ungarn und Böhmen, die geliebte Schwester des mächtigen Kaisers, vergaß in dem Liebewonnemeer, in das sie sich gestürzt, Alles, woran sie sonst so starken Antheil genommen. Was kümmerte sie jetzt die Sache der Protestanten? Sie empfing

die Fürsten zerstreut und kalt. Was waren ihr Luther und Melanchthon? Sie war nur noch ein liebendes Weib und hatte für nichts Sinn und wahres Interesse, als für ihre Liebe, für ihre Hoffnungen, für ihre Pläne.

Martin wurde täglich mehr ihr Vertrauter, ihr geheimer Agent. Er hatte fast jeden Abend geheime Audienz bei ihr. Der Schlaue baute auf die Hoffnungen und Entwürfe der königlichen Schwester das schimmernde Luftschloß seiner eignen. —

Die Ritte der Königin nach dem Wellenhofe wurden ihr unbequem; sie konnten ihr gefährlich werden. Martin kam schnell ihren desfallsigen Wünschen entgegen. Er stellte Herrn Anton in einer vertraulichen Unterredung vor, daß die geheime Kanzlei des Kaisers im Hause durchaus nicht unbewacht bleiben könne. Man kenne die ungeheuren Ränke des Papstes. Der Kardinal-Legat könne Wind von der Sache erhalten und Alles aufbieten, um sich in den Besitz mancher hier aufbewahrten Papiere zu setzen; ein Gleiches habe man sich von den protestantischen Fürsten und Städten, ja vom König von Frankreich und vom Großsultan zu versehen; denn wer könne wissen, ob der Letztere nicht auch seine Spione in Augsburg unterhalte. Es sei daher nothwendig, daß Raimund Mohr, als der vom Kaiser Betraute, in der Kanzlei schlafe und Waffen bei sich führe, um jedem nächtlichen Besuch ernstlich zu begegnen, der bei dem unruhigen Treiben im Hause, durch den Aufenthalt der Königin veranlaßt, nichts Unmögliches sei. — Anton belobte die Scharfsicht Martins, und Raimund Mohr erhielt sein Lager in der Kanzlei. Von diesem Tage an konnte ihn die Königin ungestört und ohne alle Gefahr Nachts sprechen, so oft sie es wünschte. Martin lag auf der Lauer und führte ihr den Geliebten zu. Die heißen Wogen des Liebesrausches brausten immer höher um den beglückten Jüngling; er hatte nicht Kraft

genug, ihnen zu widerstehen; willenlos wurde er von ihnen getragen und fortgerissen; es war ihm zuweilen, als müßten sie ihn verschlingen. Es war vorauszusehen, daß er die ungeheure, immer fieberhaftere Spannung all seiner Seelenkräfte und Gefühle nicht lange werde ertragen können.

3.

Oeffentliches und geheimes Reichstagstreiben.

Nach der Verlesung und Uebergabe der Konfession der Protestanten erwartete der Kaiser, der Natur der Sache angemessen, daß die Majorität des Reichstages, die katholischen Stände, mit einer ähnlichen Erklärung in ihrem Sinne oder wenigstens mit einer Anklage gegen die Evangelischen hervortreten werde; er wollte dann den Vermittler und Schiedsrichter beider Parteien machen und dadurch sein kaiserliches Ansehen und oberste Reichsmacht in das klarste und strahlendste Licht setzen. Der König Ferdinand stellte sogar in der Versammlung der Stände einen darauf zielenden Antrag, als einige Zeit nach der Uebergabe des protestantischen Glaubensbekenntnisses nichts der Art erfolgt war. Aber die katholischen Stände waren noch schlauer als er. Die Majorität sah sich als rechtmäßige Inhaberin der Reichsgewalt an, den Kaiser nur als Vertreter derselben. Sie grollte dem Kaiser, daß er die Protestanten angehört, daß er sie als Partei überhaupt anerkannt; sie gestand den Ketzern eine solche rechtliche Existenz gar nicht zu. Sie grollte dem Kaiser ferner, daß er sich in Bologna ohne die Kurfürsten hatte krönen lassen. Sie grollte dem König Ferdinand, daß er Versuche gemacht hatte, sich auf Unkosten einzelner Fürsten zu vergrößern,

sie grollte ihm, daß er päpstliche Bewilligung geistlicher Einkünfte ausgebracht, die wohl in Spanien durchgingen, in Deutschland aber unerhört waren und deshalb in der gesammten Klerisei Mißvergnügen und Widerstand erzeugt hatten. Die Majorität lehnte also ab, sich als Partei zu konstituiren und den Kaiser als Schiedsrichter zwischen ihr und den Protestanten anzuerkennen. Sie erklärte: sie stehe auf dem festen Boden der Kirche und des christlichen Glaubens, habe daher nichts Neues vorzubringen und halte sich allein an das (Wormser) Edikt des Kaisers. Mit Ketzern könne sie nicht verhandeln; wolle der Kaiser eine Anklage, so möge er sie von der Uebertretung seines Edikts ableiten. Es sei altes Herkommen, daß der Kaiser der Majorität des Reichstags beitrete, und es sei ihre Ansicht, daß der Kaiser auch jetzt ihr Interesse zu dem seinigen zu machen habe. Er möge in dieser Sache mit der Kurfürsten, Fürsten und Stände Rath aus kaiserlicher Machtvollkommenheit procediren. Diese Erklärung stand im Widerspruch mit dem im Ausschreiben klar ausgesprochnen Willen des Kaisers, den Streit der Parteien zu vermitteln. Wollte Karl jetzt nicht als offner Gegner der Majorität auftreten und seinen katholischen Eifer in ein zweideutiges Licht stellen, so mußte er sich dem Begehren der Majorität fügen. Er mußte es vorzüglich auch, um die Kurfürsten für seinen Wunsch zu gewinnen, daß sie seinen Bruder zum römischen König erwählten. Von diesem Tage an war Karl eine ziemlich überflüssige Person in Augsburg; er mußte verfügen, wie und was die Majorität beschloß; aber er war darüber voll Unmuth und Bitterkeit.

Die Majorität war keineswegs e i n e r Meinung über die in der kirchlichen Angelegenheit zu thuenden Schritte. Ein Theil wollte ohne Weiteres mit dem Schwerte drein schlagen, überzeugt, daß nur Gewalt der Spaltung im Reiche ein Ende machen könnte. Dies war auch die An=

sicht des Kardinal-Legaten und des ganzen päpstlichen Anhangs. Die größere Partei wollte doch lieber die Güte versuchen. Wie aber das anzufangen sei, wußte kein Mensch. Ihr Hauptbestimmungsgrund war die Furcht vor den Türken. Der Kardinal-Erzbischof-Kurfürst Albrecht von Mainz setzte in der Reichsversammlung auseinander, daß die katholischen und evangelischen Stände sich nur im Interesse des Großsultans bekriegen würden. Ueberhaupt war die Ansicht verbreitet, Suleiman unterhalte nicht minder, wie König Franz, Spione in Augsburg, und beide warteten nur darauf, daß der Religionskrieg in Deutschland ausbreche, um das Land mit ihren Heeren zu überfluthen. Der Kaiser trat der Ansicht der Gemäßigten bei, und es ward beschlossen, die Konfession vor allen Dingen widerlegen zu lassen, und dazu wurden die berühmtesten Dunkelköpfe, die spitzfindigsten Scholastiker der aristotelisch-dominikanischen Schule bestellt, die von den Humanisten schon längst besiegt und lächerlich gemacht waren: Eck von Ingolstadt, Cochläus von Dresden, Wimpina von Frankfurt an der Oder, Faber von Wien, gelehrte Weihbischöfe, Dominikaner, Barfüßer und Karmeliter von unrühmlich bekannten Namen. Diese Leute wurden von der Majorität des Reichstags und vom Kaiser bestellt, die Irrthümer der Protestanten zu widerlegen. Darin lag eine unbewußte Selbstironie. Diese gelehrten Herren, welche in der literarischen Fehde unterlegen waren, sollten nun, mit der Reichsgewalt hinter sich, noch einmal den Federkampf aufnehmen. Bald genug zeigte sich aber auch, daß sie nicht höher zu fliegen vermochten, als ihre Flügel reichten. Ihre Widerlegung des protestantischen Glaubensbekenntnisses war plump und schlecht, so weitschweifig und so voller armseliger Streitigkeiten und Behauptungen, auf die es hier nicht ankam, so voller Schmähungen und Schimpfreden auf die Gegner, daß der Kaiser mit großem Unwillen die

Arbeit zurück gab und befahl, eine bessere anzufertigen; denn Kaiser und Reich sollten ja die Widerlegung zu der ihrigen machen; sie sollte der Ausdruck der Majorität des Reichstags sein. So schlimm stand es um diese faule Sache, daß sie durch nichts zu stützen war, als durch die rohe Gewalt. Deshalb hatten die gewiß recht, welche eben nur diese Gewalt angewendet wissen wollten und die jämmerliche Schreiberei der Scholastiker verachteten und verlachten. Und auch für die Protestanten wäre es besser gewesen, es wäre damals schon zum blutigen Kampfe gekommen, wie es denn später doch dazu kommen mußte. Sie hätten dem Angriff eine verzweifelte Gegenwehr entgegenstellen müssen und hätten die Sympathien der Mehrzahl des Volks für sich gehabt. Das war auch dem Kaiser nicht verborgen geblieben und fiel schwer in die Wagschale wo bereits die Türkengefahr lag. So wunderlich standen nun die Dinge: die von den Protestanten aufgestellten Glaubenssätze in welchen sie sich der alten lateinischen Kirche so viel als möglich und schon mehr als ihnen dienlich genähert hatten, sollten überzeugend widerlegt werden, was doch moralisch und rationell ganz unmöglich war; die Gewalt scheute der Kaiser und scheuten die Wittenberger Professoren, und doch sollte die Trennung ausgeglichen werden, ein Dilemma, wie sie in den Zeiten neuer Weltgestaltungen stets hervortreten, und an deren Lösung sich in der Regel die besten Kräfte verbluten.

Kaiser Karl war nichts weniger als ein genialer scharfsinniger Kopf; ihm war kein Blick in die Zukunft vergönnt, ihn drückten die Wirren der Gegenwart; denn sein nüchterner Verstand ließ ihn die Dinge, wie sie waren und seine schwierige Stellung wohl erkennen. Er war meist ernst, düster und verschlossen, und die mancherlei Lustbarkeiten, die ihm die Stadt bereitete, die üppigen Feste und Gastmähler bei den Fuggern, Welsern und andern Ge-

schlechtern, erheiterten ihn nicht. Nur der Königin Maria gelang es, die Wolken von seiner Stirn zu verscheuchen, und er suchte deshalb ihre Unterhaltung mit einer an ihm befremdenden Leidenschaftlichkeit. Drei Dinge zogen ihn oft und viel in das stolze Fuggerhaus am Weinmarkt, seine Schwester, seine geheime Kanzlei, in welcher er vieles abmachte, was ihm am Herzen lag, und Anton Fugger, den als seinen treuesten und verständigsten Anhänger er immer lieber gewann. —

Raimund Mohr vollzog die ihm aufgetragenen Arbeiten meist zu des Kaisers Zufriedenheit, und Alles ging im Hause äußerlich seinen geregelten Gang. Hätte Jemand diese äußerliche Hülle wegnehmen können, es würden wunderliche Dinge ans Licht gekommen und die Bewohner des Hauses gegenseitig in das größte Erstaunen gerathen sein. Aber weder der sehr kluge Hausherr noch sonst Jemand von seiner Familie ahnten etwas von den leidenschaftlichen Verhältnissen, in welchen Raimund zur Königin Maria und zur Zigeunerin Karlotta, und Martin zur Königin und Raimund Mohr stand. Aber ebensowenig wußte die Königin etwas von Raimunds Liebe zu Karlotten, und auch dem katzenschlauen Martin war dieses romantische Minnethum bis jetzt entgangen, und die junge schlanke Zigeunerin wußte nichts von ihres Geliebten Umgang mit der schönen Königswitwe. Dagegen kannte auch Raimund Mohr Martins Pläne nicht. Nur die alte Karracha hatte alle diese verborgenen Fäden in der Hand, und Regina's stilles tiefes Gemüth ahnete, daß nicht Alles war, wie es sein sollte. Sie sah sich von ihrem Verlobten vernachlässigt, sie erbebte innerlich vor der düstern Glut, die aus seinen Augen herausschlug, und hatte gar keine Freude an den großartigen Anstalten, die zu ihrer Hochzeit gemacht wurden. Ihr stiller schöner Eifer ging auf die Pflege und Wartung ihrer Großtante Sibylle, welche fast immer kränk-

lich war. Am wenigsten von Allen wußte der Kaiser; denn er kannte nicht einmal Raimund Mohrs Herkunft, mit dem er doch in schier tägliche Berührung kam; er ahnete auch nichts, er hatte keine zu Ahnungen geneigte Seele.

Martin verbarg unter der Hülle kalter Gleichgültigkeit ein leidenschaftlich tobendes Herz. Er hatte für die Königin Maria Alles gethan, was sie gewünscht und nicht gewünscht; er hatte gehofft, sie werde aus Erkenntlichkeit nun auch für ihn thun, was er so sehnlichst wünschte, aber er wartete vergebens, und schon war der Tag festgesetzt, an welchem die von ihm mit so heißer Glut — desto heißer, je verschlossener er sie hielt — geliebte Regina Raimunds Gattin werden sollte. Er hatte nicht genug bedacht, daß Könige und Königinnen nur in seltenen Fällen für geleistete Dienste wahrhaft dankbar zu sein pflegen, und daß Maria viel zu sehr mit ihren eignen weitgreifenden und hochfliegenden Plänen beschäftigt war, um an die seinigen denken zu können, die sie eben nicht sonderlich interessiren konnten. Seine Unruhe wuchs von Tag zu Tag; er begriff, daß er durchaus etwas Entschiedenes thun müßte, wollte er nicht Reginen und eigentlich Alles verlieren, aber er konnte nicht mit sich klar werden, was eigentlich zu thun sei. — Die Hülfe sollte ihm von außen kommen.

Brütend saß er eines Abends auf seinem Zimmer. Da wurde die Thüre leise aufgethan, und Karrachas alte häßliche und verknöcherte Gestalt humpelte herein.

„Herr Martin van der Voort," hüstelte sie, „ich komme zu Euch, als Botin einer wichtigen Person, die Euch in Euern eignen Angelegenheiten sprechen muß, aber durchaus nicht zu Euch in dieses Haus kommen kann. Es sollen Euch Dinge von großer Bedeutung für Euch mitgetheilt werden; deshalb werdet Ihr ersucht, mir zu folgen. Ich werde Euch an einen sichern Ort führen, wo ihr diese Mittheilungen entgegennehmen könnt."

„Wer ist die Person?“ fragte Martin.

„Ihr werdet sie selbst sehen.“

„Ist es ein Mann oder eine Frau?“

„Ein Mann, mein Junge. Euere Unschuld soll nicht in Versuchung geführt werden. Kommt nur, die Sache hat Eile.“

Martin drückte seinen Hut tief ins Gesicht, warf seinen spanischen Mantel um und folgte der greisen Zigeunerin. — Sie leitete ihn in ihre versteckte Herberge. Hier schob sie ihn in eine düstre Kammer und drückte die Thür hinter ihm zu. Ein Mann in unscheinbarer bürgerlicher Tracht erhob sich von einer Bank und trat auf ihn zu. Beim dürftigen Schein des trübbrennenden Holzspans, der in der rußigen Wand steckte, erkannte er — seine Mutter. Ein jäher Schrecken fuhr ihm durch Herz und Glieder. Sie, die Gefürchtete hatte er am wenigsten hier erwartet. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß sie jemals zu ihm zurückkehren könnte, hatte ihn schon bebend gemacht.

Er nahm ihre dargebotene Hand mit einem furchtsam-wehmüthig-bittern Gefühl; denn er hatte die Ahnung, daß er nun wieder ihrem furchtbaren dämonischen Einfluß auf ihn verfallen sei, und daß es ihm nicht möglich werden werde, sich demselben zu entziehen. Es erging ihm, als er ihr in das tückisch lächelnde Auge sah, wie dem Vogel der Klapperschlange gegenüber, der keinen Versuch macht seine Flügel zu gebrauchen und dem bezaubernden Blicke zu entfliehen.

„Du zitterst ja wie ein Espenlaub, Knabe!“ lachte die schlimme Frau höhnisch. „Ist das ein Beweis von deinem bösen Gewissen? Komm ich dir etwa ungelegen? Hast dich vielleicht mit unsern Feinden versöhnt und streichst ihnen dienstfertig das Katzenfell?“

„Wohin denkt Ihr, Mutter!“ stammelte der Erschrockene sich zusammennehmend, so gut er es vermochte.

„Wie könnt' ich nach dem Eide, den ich Euch vor fünf Jahren auf dem Hasenhofe in der Mitternacht geschworen, jemals daran denken, Euch und Euern Planen untreu zu werden?"

„Es würde auch dein sicheres Verderben sein. In diesem Falle hätte ich, wie ich dir schon damals zuschwur, keine Gnade und Barmherzigkeit mit dir. Du müßtest von meiner Hand sterben, und wenn ich kein Messer mehr hätte, um dich abzuschlachten, so würde ich doch noch Kraft haben, dich mit den Händen zu erwürgen, und wäre auch die mir ausgegangen, ich würde dir Brot und Wein vergiften. Denn nichts Schlimmeres könnte mir begegnen, als dich im Dienst derjenigen zu sehen, die ich mit unauslöschlichem Haß verfolge, so lange mir der Athem ein- und ausgeht."

Ein leiser Schauder lief durch Martins Gebeine.

„Genug davon!" fuhr sie fort. „Es hätte mir keine größere Freude begegnen können, als hier, gleich nach meiner Ankunft zu erfahren, daß du endlich von deinem geistigen Siegthume genesen bist. In der That, deine verdammte dumme Krankheit hat mir manchen schlechten Strich durch manche gute Rechnung gemacht. Doch das läßt sich Alles nachholen. Ich hoffe, du bist seit deiner Genesung für unsre Zwecke nicht unthätig gewesen. Was hast du mir darüber zu berichten?"

„Viel. Es läßt sich heute Abend, da es schon spät ist, und ich bald wieder auf dem Platze sein muß, nicht berichten. Deshalb sagt mir lieber zuvörderst, wo Ihr Euch die letzten Jahre über, seit ich Euch nicht gesehen, aufgehalten, wie Ihr gelebt und was Ihr getrieben habt, endlich woher Ihr kommt, und was Ihr hier beabsichtigt?"

„Du fragst viel und thöricht, wie ein Kind, statt mir zu antworten und Bericht zu geben. Doch will ich dir kurz sagen, was du zu wissen verlangst. Ich habe ab-

wechselnd in Algier bei meiner edeln Freundin Suleima und in Stambul im Harem des Großsultan bei der schönen Roxelane gelebt; ich habe Ungarn durchwandert und die Kriegszüge des Sultans nach Ungarn und Oestreich mitgemacht. Aber auch in Spanien bin ich wieder gewesen unter den Mauren in Granada und Kordova und unter den Zigeunern in Andalusien. Und überall habe ich für unsere Zwecke gewirkt. Jetzt komme ich aus Ofen, wo ich mich beim König Johann einige Zeit aufgehalten habe, und bin hier als Berichterstatter des Großsultans und des Ungarkönigs. Ich hoffe, daß die Fürsten hier so aneinandergerathen, daß die Kriegsflamme bald über ganz Deutschland loht. Dann ist endlich unsre Erntezeit gekommen. Doktor Luther ist unser bester Verbündeter, obgleich er nichts vom Dreinschlagen wissen will. Das wird schon ohne ihn kommen, dafür bürgt mir der Landgraf, der Hitzkopf. Bald wird Alles drunter und drüber gehen und den faulen Pfaffen, die sich wieder so sicher dünken, wie in Abrahams Schooß, die fetten Hälse gebrochen werden. Die Fürsten müssen sich einander todtschlagen; den Kaiser schlagen wir dann todt. So wird's, so muß es kommen. Mit den Spionen des Franzosenkönigs habe ich mich schon in Verbindung gesetzt, und wahrscheinlich gehe ich von hier nach Paris zum König. Es kommt darauf an, wie die Sachen hier verlaufen. — Was weißt du?"

„Der Kaiser will Alles im Stillen für sich vermitteln und dann seinen Bruder zum deutschen König krönen lassen und mit einem mächtigen Kriegsheere nach Ungarn führen."

„Das wird nimmer geschehen. Er ist oft im Hause Anton Fuggers. Man vermuthet, daß er dort mehr thut, als Besuche bei seiner Schwester machen. Was weißt du darüber?"

„Er hat eine geheime Kanzlei im Hause, wo er die

wichtigen Dokumente ausfertigen läßt. Es wird sehr geheimnißvoll betrieben."

„Hast du schon Einsicht genommen in solche Dokumente?"

„Nein. Wie könnte ich? Kein Mensch außer dem Kaiser, Anton Fugger und Raimund Mohr darf das Zimmer betreten."

„Du mußt es betreten; du mußt die Schreibereien lesen! Ich befehle es dir! Wozu bist du hier, Schwachkopf, wenn du nicht für mich arbeitest? Verschaffe dir Nachschlüssel und geh' Nachts auf die Kanzleistube."

„Raimund Mohr schläft dort und bewacht sie."

„So gib ihm einen Schlaftrunk ein. Karracha soll ihn dir brauen. Ich erkenne keine Entschuldigung an. Wenn es gilt, das östreichische Haus zu stürzen und zu verderben, mußt du das Unmögliche möglich machen. Denn ich will es."

Martin versprach Alles, was seine Mutter von ihm forderte. Er fühlte wieder ihre Gewalt, wie das stärkste Roß die des guten Reiters. Aber so sehr er sich vor ihr fürchtete, so konnte sie doch mit aller ihrer Macht über ihn nicht verhindern, daß er doch seinen eignen Gedanken und Plänen nachhing. Und diese waren auf nichts Anderes gerichtet, als sie dennoch zu hintergehen, sein Glück auf eigne Faust zu betreiben und bei der Königin Maria und Regina Turzo seine Sache zu betreiben, dort seine Erhebung, hier seine Minnewerbung, und dann, wenn er sein glänzendes Ziel erreicht, seine Mutter, auf welche Weise es auch sei, unschädlich zu machen. Vielleicht ahnete sie seine ihr so feindseligen Gedanken; denn sie entließ ihn mit fürchterlichen Drohungen, falls er ihr nicht gehorche und befahl ihm, ihr einen Abend um den andern Bericht abzustatten. Im Gaden, wenn man den weiten Raum so nennen durfte, der freilich mehr einem Stalle glich, war

es stockfinster; denn die Zigeuner waren ausgeflogen und Martin tappte umher nach dem Ausgang. Er hatte nicht den Muth, seine Mutter zu bitten, daß sie ihm mit dem Kienspan leuchte. Ein schwacher Lichtstrahl fiel durch eine Thürklinse und lockte ihn an. Er trat hinzu, legte das Auge an den schmalen Spalt und erblickte zu seinem Erstaunen Raimund Mohr und die schöne Zigeunerprinzessin auf einer Bank Arm in Arm sitzend und sich gegenseitig zärtlich abküssen. Dazu vernahm sein feines Ohr das süßeste Liebesgeschwätz, das ein paar Verliebte nur führen können. Der vorsichtige Schleicher hielt sich nicht lange auf; er hatte genug gesehen und gehört, und die unerwartete Entdeckung wog ihm den Verdruß auf, den ihm der gezwungene Besuch bei seiner Mutter verursacht hatte. Er fand die Thüre glücklich und war nach einigen Augenblicken unbemerkt auf der Straße.

4.

Eigennütziger Verrath.

Am andern Morgen nach dem Gottesdienst — es war Sonntag — machte Martin einen Besuch bei der alten Frau Sibylle Fugger, welche das Bett hütete. Die Gestaltung der Verhältnisse drängte ihn zu raschen entscheidenden Schritten. Wie er erwartet, fand er die sanfte Regina am Bette ihrer Großtante. Nachdem er sich mit einschmeichelnden theilnehmenden Worten nach dem Befinden der Kranken erkundigt und eine Menge Neuigkeiten ausgekramt hatte, welche das bunte Leben in der Stadt jetzt täglich bot, entschlummerte die Alte. Jetzt flüsterte er Reginen zu, er habe auch ein paar Worte mit ihr allein zu sprechen, die sich auf ihr Schicksal bezögen, an welchem

er den wärmsten Antheil nehme. Sie führte ihn in ein andres Zimmer.

„Es ist nicht allein die heilige Pflicht der Dankbarkeit, die ich dem Hause Fugger schulde," begann er mit jenem süßlichen heuchlerischen Schmeicheltone, womit er alle an Kopf und Herz beschränkten Menschen kirrte, „es ist auch die ganz besondre Verehrung und Hochachtung, die ich Euern ausgezeichneten Tugenden und edlem Wesen zu zollen, mich schon längst angetrieben fühle, es ist, wie ich Euch vorhin schon sagte, die lebendigste Theilnahme an Euch und Euerm Geschick, die mich so kühn macht eine Frage an Euch zu richten, die mir in meiner untergeordneten Stellung freilich nicht zukommt. Aber ich bin von Euerm edlen hochherzigen Gemüth überzeugt, daß es mich aus den angeführten Gründen entschuldigen wird, daß Euer schönes, nur tugendsamen Regungen und keiner gemeinen Leidenschaft zugängliches Herz, mir darob nicht zürnen wird, ja nicht zürnen kann. —"

„Ich bitt' Euch, kommt zur Sache, Herr van der Voort," unterbrach Regina diesen Wortschwall, der ihr, wie das süßliche Wesen des Sprechers, von dessen Falschheit sie ein bestimmtes untrügliches Gefühl hatte, sehr zuwider war.

Durch diese eben nicht freundliche Aufforderung etwas verlegen gemacht, fuhr er mit weniger Sicherheit fort: „Der Tag Euerer Verbindung mit Raimund Mohr für die ganze Lebenszeit rückt schnell und schneller heran, und meine stille Besorgniß, die ich zeither tief im Herzen verschloß, steigt in gleichem Grade. Die Angst sprengt mir endlich das Siegel von Herz und Mund; eine unwiderstehliche Gewalt drängt mich Euch zu fragen: Habt Ihr zeither an Euerm Verlobten keine Veränderung wahrgenommen?"

Regina erschrak; auch ihr stieg eine zeither nur still und unbewußt in ihr lebende Angst plötzlich als drohendes

Gespenst in der Seele auf. Sie sah es mit dem innern Auge und erblaßte vor seinem Anblick. Sie wußte auch, daß Martin recht hatte, in dem, was seiner Frage zu Grunde lag, aber sie war zu gleicher Zeit empört, daß er sich ihr als Vertrauter aufdringen wollte. Und doch mußte sie wissen, was er wußte, und um jeden Preis, selbst um den höchsten und theuersten, klar zu sehen. Sie antwortete daher mit Vorsicht, obgleich ihre Stimme vor Aufregung zitterte: „Welche Veränderung könnt Ihr meinen? Die Zerstreuungen des Reichstags und die besondern Geschäfte, die ihm übertragen worden sind, haben allerdings auf ihn gewirkt. Er hat viel von seiner Munterkeit verloren."

„O, wenn es die Munterkeit allein wäre! Die ließe sich wohl wieder beibringen. Ich fürchte, er hat etwas Kostbareres verloren, was Euch ganz allein angeht."

„Was meint Ihr für einen Verlust?"

„Fräulein Regina, seid Ihr überzeugt, daß Euch Raimund wirklich jemals geliebt hat?"

„Welche Frage, Herr Martin van der Voort!"

„Ich kann mir nämlich nicht denken, daß ein Mann, dessen Herz einmal in hoher Liebe für einen Engel, wie Ihr seid, erglühte, jemals aufhören könnte solch ein hohes reines Wesen mit allen Trieben seiner Seele zu lieben. Wenigstens mich könnte nichts verlocken, wenn ich des höchsten Glücks eines solchen Besitzes gewürdigt wäre. Wenn ich einen Paradiesgarten mein nennen dürfte, wie könnte mir einfallen zur Lust in einem Sumpfe zu waten?"

„Ihr sprecht räthselhaft. Hätte Raimund vergessen, daß ich — seine Braut bin?"

„Ich muß an dem Glauben festhalten, daß er Euch nie geliebt hat, und daß nur die Dankbarkeit, die er dem Hause Fugger schuldet —"

„Mir ein Opfer bringe!" unterbrach ihn Regina mit einem schmerzlichen Schrei, der ihre erkünstelte Fassung

vernichtete. „Ein Opfer von Raimund anzunehmen, ist Regina Turzo zu stolz. Nicht die Pflicht der Dankbarkeit, nur die Liebe soll ihn an mich fesseln."

„Ich schwöre Euch zu, die Liebe thut es nicht. Und die Dankbarkeit würde sich in ihr Gegentheil verkehren, wenn er erführe, wer seine Eltern gewesen sind. Wahrlich, Ihr ginget dem traurigsten Leben entgegen; denn er würde das Geheimniß seiner Geburt doch erfahren, so sorgfältig man es ihm auch zu verbergen sucht."

„Ihr kennt dieses Geheimniß und waret deshalb in Kremnitz."

„Ich kenne es und war deshalb dort."

„Werdet Ihr mir es anvertrauen, wenn ich Euch darum bitte?"

„Gewiß nicht, so lange Ihr noch an Raimunds Liebe glaubt und mich im Herzen für einen bösen Verläumder aus eigennützigen Absichten haltet. Denn es kann Euch nicht verborgen geblieben sein, daß mein Herz in wahrer und aufrichtiger Minne für Euch schlug seit den Tagen, wo Ihr wie ein helfender Engel an meinem Krankenbette waltetet. Die aufrichtige Bewundrung Euerer Tugenden wurde zur stillen, aber heißen Liebe. Aber ich war geisteskrank und Ihr die Verlobte eines Andern. Jetzt bin ich gesund und habe die Ueberzeugung erlangt, daß Euer Verlobter Euch nicht liebt, wie man eine Gattin lieben muß. Und es ist wahrlich nicht das geringe Loos eines Buchhalters auf der Fuggerschen Schreibstube, daß ich dem Fräulein Turzo biete. Auch ich bin nicht, der ich scheine. In Kurzem werdet Ihr erfahren, daß ich Personen nah verwandt bin, an deren hoher Stellung Ihr jetzt staunend hinauf seht. Aber nicht eher werde ich um Euere Hand werben, als bis Ihr Euch von Raimunds Untreue überzeugt habt, und ich Euch ein glänzendes Loos, würdig des Hauses Turzo, bereiten kann."

„Wohl! Gebt mir klare Ueberzeugung, daß Raimund falsch ist!“

„So rüstet Euch, mir diesen Abend, in guter Verhüllung, an einen Ort zu folgen, wo Ihr Raimunden in den Armen einer Zigeunerin sehen sollt.“

Als der schlaue Schleicher fort war, überließ sich Regina den Ausbrüchen ihres heftigen Schmerzes. Sie weinte lange und trostlos. Aber mit diesen Thränen trug sie auch ihrer menschlichen, ihrer weiblichen Natur den Zoll ab. Sobald sie sich ausgeweint hatte, war sie wieder stark und größer als erst. Ihre Seele war gewachsen; sie hatte ihren Entschluß gefaßt, und sie wußte auch, daß nichts im Stande sein würde ihn zu erschüttern. Sie fühlte sich fest genug ihren Leidenskelch bis zum herben Bodensatz zu leeren; sie wollte sich von des Geliebten Falschheit überzeugen und dann den Umständen gemäß handeln. Darum hatte sie Martin die Begleitung zugesagt und traf nun die Anstalten dazu.

5.

Zigeuner- und Königspläne.

Am Nachmittag desselben Sonntags schritt der Stallmeister des Kaisers, Antonio Cebes, hastig nach der Vorstadt und der versteckten Zigeunerherberge zu. Ihm zur Seite lief der junge Zigeuner Jussuf, der Sohn seines Bruders Jayme. Der junge Mensch schwatzte viel und heftig auf seinen Ohm hinein, worauf dieser weiter nichts erwiederte, als ihm dann und wann mürrisch Schweigen aufzuerlegen. Sie traten in die düstre Spelunke und fanden Karracha allein. Die vierundachtzigjährige Altmutter

wohnte den Tänzen und Spielen ihrer Leute auf den Straßen nicht bei. Sie pflegte am Tage der Ruhe und machte nur Abends ihre geheimen Ausgänge und Geschäfte.

„Ist Nazzi zu Hause?“ fragte Toni die Alte flüsternd, indem er auf Eleonorens Kammer deutete.

„Er wird bald ausgehen. Hast du mit mir allein zu reden?“ — „Ja!“ — „So verziehe ein wenig.“

Der Stallmeister setzte sich schweigend auf eine Bank. Jussuf lief ungeduldig vor die Thür.

Nach einer Viertelstunde wurde die Kammerthür geöffnet, und ein dem Ansehen nach alter Mann trat heraus. Kinn und Mund waren in einen schwarzen mit starkem Grau vermischten struppigen großen Bart gehüllt. Ein gleiches Hauptḣaar hing ihm unter dem breiten niederländischen Hut hervor. Was man vom Gesicht sah, hatte eine dunkelgraue Farbe und war voller Runzeln. Der Anzug war gemein und schmutzig. Die gebeugte Gestalt war auf einen Stab gestützt. Niemand, selbst ihr eigner Sohn nicht, hätte in diesem Greise Frau Eleonore van der Voort erkannt. In dieser Umwandlung ging sie ihre Kundschaftswege.

Toni trat auf das abenteuerliche Weib in der seltsamen Vermummung zu und begrüßte sie. Sie flüsterten einige Minuten heimlich zusammen; dann verließ Eleonore das Haus, und Toni begab sich zu dem dürftigen Lager, auf welchem seine Großmutter ruhete.

„Du bist auch von ihr gewonnen,“ sagte die Alte. „Du hast es mir in Bologna zu verhehlen gesucht, aber ich habe darüber nachgedacht, ob du nicht um die Gallerie wußtest, auf welcher der Kaiser erschlagen werden sollte. Daß sie die Hand dabei im Spiele hatte, ist für mich kein Zweifel; denn sie war erst in Florenz, und der Baumeister der Gallerie wurde von den Florentinern bestochen, oder war selbst ein Florentiner. Nicht wahr so ist's? Gesteh' es nur: ihr wart beide betheiligt, du und sie?“

„Kennt Ihr denn alle großen und herrlichen Pläne dieser großen und herrlichen Frau?" fragte Toni ausweichend.

„Was ist daran?" versetzte die Alte ärgerlich. „Sie will ihre Rache kühlen an Leuten, die ihr kein Leids zugefügt. Mag sie's, es geht mich nichts an. Aber Großes und Herrliches ist dabei nicht. Die edle Suleima ist ihre Freundin und hat sie an Zaroya empfohlen. Sie ist unsre Gastfreundin, und wir sind ihr Schutz und Beistand schuldig. Ihr Thun und Treiben kümmert uns nicht. Aber wenn sie dir den Kopf verrückt und dich zu undankbaren und schlechten Handlungen gegen den Kaiser verführt, so ist mir das nicht einerlei."

„Seht, Ihr kennt Ihre Pläne nicht, sonst würdet Ihr nicht so geringschätzig von ihr reden."

„Mein Bub', ich kenne sie. Sie will den Kaiser stürzen und sein Haus; sie will den Pfaffen die Hälse brechen und das ganze Christenthum vernichten. Ueber Deutschland soll Suleiman herrschen, über Spanien Chair-Eddin. Wem sie Italien und Frankreich zugetheilt hat, weiß ich nicht, aber christlichen Fürsten gewiß nicht. Uns könnt' es schon recht sein. Was geht uns das Christenthum an? Aber sie ist doch ein verrücktes Weib."

„Ich dachte mir's wohl, daß Ihr nicht Alles wißt. Mit Chair-Eddins und Suleimans Hülfe will sie auch unserm armen zertretenen und zerstreuten Volke zu neuem Glanze und zu Macht und Größe verhelfen."

„Und dich zum König machen, zum Sultan! He? Ist's nicht so? Dir Italien schenken und Rom zu deiner Residenz?"

„Warum soll ich zum König nicht so gut das Zeug haben, wie irgend ein andrer Kronenträger? Ich denke, ich hab' es mehr, als Alle."

„Ein prächtiger Lumpenkönig! Schöne Possen das!“ höhnte Karracha.

„Kühn sind die Pläne, aber nicht dumm. Die deutschen Fürsten kommen täglich hier hitziger aneinander. Zuletzt müssen sie das Schwert ziehen und sich gegenseitig auf Tod und Leben bekämpfen. Gleich wird's auch in Italien losgehen; denn das Joch des Kaisers ist den Italienern unerträglich, und der Franzosenkönig schürt das Feuer. In Spanien wird sich das gemeine Volk erheben. In Deutschland wird der Bauer aufstehen. Das Jahr 1530 ist als das der großen Rache und Umwälzung prophezeit. Suleiman überzieht mit furchtbarer Heeresmacht Deutschland und Italien. Chair-Eddin führt auf seiner Flotte die Mauren von Afrika herüber; die Mauren in Spanien machen ihm leichte Arbeit. Unser Volk wird sich unter der Fahne des Propheten sammeln und seine Rolle spielen.“

„Das ist in Eurem Köpfen alles fertig, und der Kaisermord, womit ihr in Bologna anfangen wolltet, mißglückte gleich. Du hast Eins nicht bedacht, daß nicht alle Leute denken wie du und sie. Du hattest Sonaka in die Karte sehen lassen, und sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Kaiser zu warnen, den sie noch eben so heiß liebte, als sonst.“

„Dafür ward sie auch von der Gallerie erschlagen,“ lachte Toni boshaft. „So müsse es Allen ergehen, die sich an diese übermüthigen Großen wegwerfen. Sonaka hat mir mein Leben verdorben; sie hat ihren Lohn dahin. Ich werde es dem Kaiser nie vergessen, daß er mir ihre Liebe stahl. Die Rache hat noch nicht eine Stunde in mir geschlafen. Und wenn er mich zum Großstallmeister erhöbe, meine Gedanken würden blutige Rache sein. Ich gehöre den Völkern an, die zu Allah beten, und die berufen sind, der Christenlüge ein Ende zu machen.“

„Es wird dir den Kopf kosten," sagte die Greisin gleichgültig.

„Ich muß ein andres Wort mit Euch reden," fuhr der Stallmeister fort.

„Der Raimund Mohr liebt Karlotten, ich bin ihm treu ergeben, weil er ein Sohn jenes Volkes ist, das, unter den eisernen Fuß der Christen geworfen, knirscht und mit seinen Brüdern in Afrika sich zur Abwerfung der Gewalt erheben wird. Seit ich von Euch erfahren, daß er ein maurischer Fürst ist, hing mein Herz mit zwiefacher Liebe an ihm; denn ich liebte ihn schon als Knaben, als ich noch nicht wußte, wer er war. Ich begünstige seine Liebe zu Karlotten; denn eine Verbindung zwischen ihnen paßt ganz in meinen und Nazzis Plan. Dadurch wird mein Volk mit dem seinigen eng verbunden. Und Ihr selbst habt diese Liebe begünstigt. Ich suchte Jussuf, der in das Mädchen verliebt ist, wie ich es in ihre Mutter war, auf alle Weise zu beschwichtigen; ich tröstete ihn mit meinem eignen Beispiel. Ihr selbst wieset Jussufen streng zurück und nahmt ihm alle Hoffnung auf Karlottas Besitz, gerade wie Ihr einst mit mir verfuhrt. Und nun höre ich mit Befremden, daß der Wind sich bei Euch gedreht hat. Ihr habt Jussufen wieder Hoffnungen auf Karlotten gemacht; Ihr habt ihm gesagt, sie werde nicht Raimunds Weib werden; er werde von ihr lassen. Was soll das bedeuten?"

„Das bedeutet, daß die Lage der Dinge sich geändert hat. Es ist ein Plan im Werke, vernünftiger als der deinige, der unserm Volke und den gedrückten Mauren in Spanien wahrhaft zum Heile gedeihen kann, was mit den tollen Träumereien deiner Freundin nie der Fall sein würde. Zwar wirst du nicht König werden, aber du bist dazu auch verdorben. Dafür wird es Raimund werden, und ihm gebührt die Krone."

„Was ist's für ein Plan? Welche Krone habt Ihr meinem Schützling Raimund zugedacht?"

„Du hast mir den Euerigen mitgetheilt, den ich verwerfen muß. Dafür will ich dir den nicht verschweigen, zu welchem ich halte, und ich hoffe dich dazu zu bekehren, weil er vernünftig und ausführbar ist. Die Königin Maria liebt Raimund Mohren; sie weiß, wer er ist, und will ihn zum König von Granada, sich zu seiner Königin machen. Sie hat sich mir anvertraut und mich um meine Mitwirkung ersucht. Ich habe ihr meine Hülfe zugesagt; denn aus der Verwirklichung dieses Plans werden für uns die größten Vortheile entspringen."

Toni war bestürzt über diese Mittheilung, aber er verbarg der Großmutter seine innere Bewegung. Wenn auch nicht gerade zustimmend, äußerte er sich doch auch nicht gegen diesen Plan. „Von Glück und Zufall, von Klugheit und kräftiger That wird es abhängen, welcher von beiden Plänen gelingen soll. — Ich will Euch nicht entgegen sein, und Nazzi soll nichts von der Liebe der Königin Maria erfahren. Doch nun noch Eins. Mein Vater ist hier angekommen. Ihr wißt, er steht im Sold des Königs Ferdinand. Seine Zwecke sind nicht die meinigen. Aber er ist mein Vater. Er ist Euer Sohn. Er ist stets seinen eignen Weg gegangen. Er und Nazzi sind die bittersten Feinde. Wir müssen sie von einander fern halten. Deshalb wird Euch der Alte nur dann besuchen, wenn Nazzi nicht zu Hause ist. Ich bitt' Euch jeden Hader zwischen den Beiden zu verhüten."

„Ich werde thun, wie du wünschest. Mir liegt selbst daran, daß sie einander nicht treffen; denn ich müßte auf Seiten des wilden Weibes stehen, weil sie unsre Gastfreundin ist." —

Während dieser lebhaft geführten Unterhaltung war es Abend geworden, und Toni nahm mit der Alten eben einen

Imbiß ein, als mehre Zigeuner und Zigeunerinnen athemlos hereinstürzten und verkündeten, Karlotta sei so eben von bewaffneten Männern geraubt worden, und die Schergen hätten jedem mit dem Tode gedroht, der ihnen folgen würde. Es kamen immer mehr, die Bestürzung war allgemein. Jussuf schwur wüthend Raimund Mohren den Tod; denn Niemand weiter als er habe den Raub ausführen lassen. Toni eilte endlich fort, um beim kaiserlichen Stadtvogt den frechen Mädchenraub anzuzeigen. Die meisten der Uebrigen liefen wieder fort, um eine Spur der Geraubten aufzusuchen. — Bald trat auch Raimund Mohr arglos und voll Sehnsucht nach den Küssen des holden Mädchens in das düstre Nest. Die Kunde von ihrer Entführung wurde ihm aus Karrachas Munde. Wie ein Verzweifelter stürzte er fort mit dem Schwure, sie zurückzubringen und furchtbare Rache an dem Frevler zu nehmen. Draußen begegnete er ein paar verhüllten Gestalten, auf die er nicht achtete, die ihn aber wohl erkannten. Es waren Martin und Regina. Zitternd hielt sich die Schmerzvolle an des Schlauen Arm. Auch sie erfuhren von dem Raube und verließen die unheimliche Herberge schnell wieder. Regina hatte genug gesehen und gehört. Auch sie argwöhnte, daß Raimund den Raub des Mädchens veranlaßt habe, und Martin bestätigte sie in diesem Glauben. Sie verlebte eine schlimme trostlose Nacht, und früh war ihr Kissen feucht geweint. Wie sie den Jüngling ihrer Wahl geliebt, so tief, so rein, so innig, so liebte ihn weder die Königin noch Karlotta. Um so gewaltiger war aber auch ihr Schmerz, und um so erhabener der Sieg, den sie über denselben davontrug.

6.

Unverhofftes und verhängnißvolles Wiedersehen.

Die schlanke junge Zigeunerprinzessin hatte unter allen Ständen nicht wenige feurige Anbeter gefunden, und wenn sie auf der Straße tanzte, hielt wohl mancher der vorüberreitenden Fürsten und Herren das Pferd an und ließ den lüsternen Blick schmunzelnd auf der lieblichen Gestalt verweilen. Es hatte natürlich auch nicht an verlockenden Anträgen gefehlt, die mit der reizendsten Unschuld und Natürlichkeit zurückgewiesen wurden. Die Silber- und Goldstücke, die es nicht selten auf den Teller der Einsammlerin regnete, ließen sich die Zigeuner wohl gefallen, und die andern hübschen Tänzerinnen zeigten sich gegen dringende Liebeswerbung gerade nicht spröde, aber Karlotta war und blieb ein unzugängliches Zauberschloß, und mancher der hohen Herren, weltlichen und geistlichen Standes zog nicht ohne stillen Aerger nach vergeblichen Versuchen, stürmischen und sanften, wieder ab. Ganz Augsburg sprach von der jungen reizenden tugendhaften Zigeunerin, und die Abgewiesenen verbargen ihren Aerger in dem Ausspruch: sie sei eben noch ein Kind.

Aus den Niederlanden waren mit dem König Christiern von Dänemark und der zahlreichen Gesandtschaft der Statthalterin auch mehre hohe Kirchenhäupter nach Augsburg gekommen. Darunter der mächtige Erzbischof-Kardinal von Lüttich, ein stattlicher ritterlicher Herr von starkem Körperbau mit hochrothem fleischigem Antlitz, ein mittler Funfziger, dem, wenn er zu Roß saß, kein Mensch den geistlichen Fürsten ansah. In der That zeigte sich seine Faust geschickter den Sperber zu tragen und das Jagdgeschoß zu

führen, als den Weihwedel zu schwingen und das Meßbuch zu durchblättern. Auch war er ein minne- und weinfröhlicher Herr gewesen all sein Lebtag und hatte in diesen Kämpfen glänzende Siege davon getragen. Wenn er auch gerade kein Kirchenlicht war, so ging es an seinem Hofe doch keineswegs düster zu. Schöne Frauen füllten die Gemächer seines Bischofshofes, und gute Weine deren Keller. Die Gunst des Königs Philipp hatte ihn zuerst gefördert, dann hatte er durch sein munteres Wesen der Statthalterin zu gefallen gewußt und war stets ein gern gesehener Gast an ihrem Hofe gewesen. So hatte er es vom Archidiakonus zu Antwerpen erst zum Probst in Brüssel und nach und nach zum Erzbischof von Lüttich gebracht; der Papst hatte ihm zuletzt den Kardinalshut verliehen. — Um beim Kaiser nicht anzustoßen, hatte er kein Liebchen mitgebracht, überzeugt, er werde in Augsburg eine köstliche Auswahl finden für Lust und Belieben. Als Kenner weiblicher Schönheit war ihm Karlottas Erscheinung in den Straßen der Reichsstadt besonders aufgefallen; er hatte ihrem Tanze mehr als einmal zugesehen, und das Besondere, Ungewöhnliche, Pikante an diesem schlanken Zigeunerkinde reizte ihn so sehr, daß er ohne Weiteres zu dem Beschlusse kam, die reizende Tänzerin für sich zu gewinnen. Der geistliche Fürst konnte natürlich nicht unter Karlottas Minnewerbern auftreten; auch hörte er von ihrer strengen Tugend. Dies fachte aber seine Flamme für sie nur noch mehr an; er ertheilte seinen Knechten geheime Befehle, und das Mädchen wurde von der Straße weggeraubt.

Der minnelustige Kardinal war ein alter Bekannter des Oberkämmerers der Statthalterin, Marx von Bübenhovens, und auf der Reise zum Reichstag und nach Innsbruck hatten sie viel zusammen verkehrt und die Nachtherbergen getheilt. Dafür bestellte Bübenhoven dem Erzbischof die Herberge in Augsburg, wo dieser unbekannt war. Der

Oberkämmerer brachte seinen fürstlichen Gönner und Freund in demselben Hause unter, wo er selbst die Wohnung nahm, nämlich bei seinem Schwager Hieronymus Fugger. Hieronymus besaß nämlich ein sehr großes und geräumiges Haus, in welchem der stille und trübsinnige Mann mit geringer Dienerschaft allein wirthschaftete. Der üppige Erzbischof von Lüttich fand darin den seinen Wünschen entsprechenden Platz. Der Erzbischof hatte seine Zeit für Karlottas Raub gut gewählt; Hieronymus Fugger und Bübenhoven waren zu einem Banket beim Bürgermeister Rehlinger gegangen; die erschrockene Karlotta wurde ohne Aufsehen ins Haus und in ein nach dem Hofe abgelegenes Zimmer gebracht. Bald darauf trat der minnelustige Kardinal im leichten Nachtgewande herein, ein paar brennende Kerzen tragend, welche ihm das schöne Kind in seinem verführerischen Schmerze zeigten.

„Du hast nicht Ursach zu weinen — und ich werde deine Thränen zu stillen wissen," redete der Kirchenfürst die jammernde Zigeunerin mit sich überstürzender Hast und stoßweise hervorsprudelnden Worten an. „Was dein kleines eitles Herz nur wünscht und begehrt — sollst du in köstlicher Fülle haben — und brauchst nicht mehr auf den Straßen zu tanzen — und deine Reize den Blicken aller Neugierigen — für ein paar Heller bloß zu stellen. — Ich will dich in Sammet und Seide kleiden — wie eine geborne Fürstin — und du sollst auch die Fürstin meines Herzens sein. — Ich will dir einen schönen Zelter schenken — da kannst du reiten, wann du willst. — Auch ein paar Gürtelmägde will ich dir halten. — Du sollst speisen wie eine Königin — der süßeste Malvasier soll im goldnen Becher vor dir perlen. — Auf den weichsten Pfülben sollst du schlafen."

„Ich verlange nichts von Euren Schätzen," weinte Karlotta, „nur um das Eine beschwöre ich Euch, laßt mich

los! Gebt mich frei! Erlaubt mir, zu den Meinigen zurückzukehren!"

„Daß ich ein Narr wäre!" polterte der Bischof. „Es wird dir schon gefallen bei mir — doch greine nicht! — Ich kann das nicht leiden — dein kleiner Mund wird viel besser thun, mich zu küssen —"

Aber Karlotta schluchzte und schrie nur noch jämmerlicher, rang die Hände und geberdete sich wie eine Verzweifelnde. Der Bischof wurde davon vertrieben. „In ein paar Stunden," sagte er abgehend, „wenn du ausgegreint hast — will ich wiederkommen. — Da sollst du dich überzeugen, wie gut ich's mit dir meine."

Ein Diener trat gleich darauf ein, deckte den Tisch und brachte die leckersten Speisen und Weine. Dabei rühmte er dem Mädchen die Güte und Liebe des Herrn auf die übertriebenste Weise und pries sie glücklich, daß das Auge des Gnädigen wohlwollend auf sie gefallen sei. Karlotta antwortete keine Sylbe, rührte weder Speise noch Trank an und lief nur schreiend und stöhnend im Zimmer auf und ab. Sie versuchte die Thür zu öffnen, aber sie war verschlossen. Die Fenster vermochte sie aufzuschieben, doch die Tiefe und die Nacht gähnten sie draußen schauerlich an. —

Um dieselbe Zeit kehrte Bübenhoven von dem Banket nach Hause zurück. Hieronymus hatte sich von ihm getrennt und war in das Katharinenkloster gegangen, in dessen Sprachzimmer er Sonntag Abends gewöhnlich eine Stunde in freundlicher Unterhaltung mit den Nonnen Johanna, Felicitas und Barbara zubrachte.

Bübenhoven erfuhr von seinem Knechte, der allein zu Hause gewesen war, daß die Knechte des Kardinals ein weinendes Mädchen ins Haus geschleppt, und er setzte hinzu, er möge schier darauf schwören, es sei die Zigeunerin gewesen, die durch ihren Tanz auf der Straße alle Welt entzückt. Der Oberkämmerer war über diese Nachricht betroffen.

Bald kam der Knecht wieder und berichtete, im Hofe höre man deutlich das Wimmern, Schluchzen und Stöhnen des eingesperrten Mädchens. Bübenhoven überzeugte sich selbst und überlegte eben, was er zu thun habe, als eine verhüllte Frau hereintrat. Sie warf den Mantel ab. Die Zigeunerin Zaroya stand vor ihm. Er hatte sie schon gesprochen, seit er in Augsburg war; er konnte seine heiße schwärmerische Jugendliebe nicht vergessen, und so oft er das Weib sah, das ihn einst als reizendes Mädchen mit ihrer Gegenliebe entzückt hatte, schwelgte der sanfte gemüthliche Poet in den seligsten Erinnerungen. Dann plauderte er mit ihr lange von der Vergangenheit. Er nahm immer noch den regsten Antheil an ihr und ihrem Schicksale. Und sie war immer noch eine interessante Frau, dreiundvierzig Jahre alt, voll Leben und Beweglichkeit und mit der ganzen Würde ihrer Stellung angethan.

„Karlotta ist vor einer Stunde von Bewaffneten auf der Straße geraubt und entführt worden,“ redete die Zigeunerfürstin ängstlich ihren ehemaligen Geliebten an, „Karlotta, Sonakas Tochter, deine Enkelin, und ich bin gekommen, deine Hülfe, deinen Beistand für sie und uns anzurufen. Ich vermuthe, der Kaiser hat sie rauben lassen, um sie uns zu nehmen, aber er hat kein Recht auf sie; weder Sonaka, noch ich, noch sonst Jemand von unsern Leuten hat ihm jemals ein solches Recht zugestanden. Wir haben uns stets fern gehalten von ihm, um das Kind nicht durch ihn zu verlieren. Du mußt mit dem Kaiser reden. Du mußt uns das Kind wieder schaffen!“

„Du bist im Irrthum, Zaroya! Nicht der Kaiser ist der Räuber deiner Enkeltochter. Einer solchen unedlen Handlung ist er nicht fähig. Ein lüsterner Pfaffe hat sie geraubt, und sie ist dir nahe. Sie ist hier im Hause in der Gewalt des Erzbischofs von Lüttich.“

„Ha, der alte Schelm! So komm mit mir, daß wir sie ihm entreißen.“

„Das wäre unklug. Er würde es läugnen und sie schnell aus der Stadt führen lassen. Wir müssen mit List gegen den stolzen und mächtigen Pfaffenfürsten verfahren. Auch dürfen wir ihn nicht bloßstellen, denn er steht in hoher Gunst bei der Statthalterin, beim Kaiser beim Papst. Was liegt an einem Minneabenteuer mit einem Zigeunermädchen, auf das am Ende alle Schuld gewälzt wird? Der Kaiser weiß ja nicht, wer ihm Karlotta ist! Er weiß nichts von ihrem Leben. Darum Vorsicht. Wir dürfen nichts ohne den Hausherrn unternehmen.“

„Aber wir müssen rasch handeln, daß das Kind nicht zum Opfer pfäffischer Begierde wird.“

„Begleite mich ins St. Katharinenkloster, wo wir Hieronymus Fugger finden. Vielleicht können uns die ehrwürdigen Schwestern einen schnellen und sicheren Weg zu Karlottas Befreiung angeben.“

Zaroya ließ sich erst in den Hof führen. Karlotta schaute eben weinend aus dem geöffneten Fenster.

„Karlatto!“ flüsterte Zaroya hinauf. Das Kind schwieg und horchte herab. „Ich bin's, Zaroya. Harre noch ein klein wenig und widersetze dich allen Zumuthungen. Ich bringe dir bald Befreiung. Hast du verstanden?“

„Ja, Großmutter!“ hauchte die Gefangene herab.

Raschen Schritts eilten Bübenhoven und Zaroya dem Kloster zu. Im Sprachzimmer fanden sie Hieronymus Fuggern im Gespräch mit einem alten Manne. Hinter dem Gitter waren die Nonnen Barbara, Felicitas und Johanna. Bübenhoven zog seinen Schwager bei Seite und flüsterte ihm zu, was vorgefallen war.

„O!“ rief Hieronymus, „das muß ich dem Alten dort erzählen. Der weiß gewiß am besten, was zu thun ist.“ Zaroya war aber schon zu dem Greise getreten und

sprach mit ihm. Hieronymus brauchte nicht mehr hinzuzufügen. Er nahm den Alten bei der Hand und führte ihn zu Bübenhoven. „Junker," hörte sich dieser von einer ihm wohlbekannten Stimme angeredet, „ich vertraue Euerer Ehrenhaftigkeit, daß Ihr nicht verrathet, daß ich in Augsburg bin. Herr Fugger hat sich bei mir eben für Euch verbürgt. Was zwischen uns vorgefallen ist, Ihr werdet Euch während des Reichstags nicht daran erinnern."

„Eleonore!" stammelte der Oberkämmerer erschrocken.

„Gut, ich bin Euer gewiß!" fuhr die vermummte Frau fort. „So gewiß wie Eueres Schwagers, Euerer Schwester, meiner Schwester und der dritten Schwester dort. Laßt uns jetzt in Euere Herberge gehen! — Doch sagt mir, Herr Fugger," wandte sie sich zu Hieronymus, „besitzt Ihr noch Kleider von meiner Schwester Martha?"

„Noch alle," entgegnete er erröthend. „Ich habe sie wohl aufgehoben in einer Spinde."

„Wohl!" Sonst hätten mir die Nonnen aushelfen müssen, oder ich hätte erst zu den Zigeunern gehen müssen, um mir Frauenkleider zu verschaffen. Jetzt kommt und überlaßt mir die Befreiung des Mädchens. Ihr habt doch eine Leiter, die zu ihrem Fenster hinauf reicht?"

„Gewiß." — Die Viere gingen. Zu Hause angekommen, bat sich Eleonore Martha's Kleider aus. Zaroya blieb bei ihr. Nach kurzer Zeit trat sie umgewandelt zur stattlichen Frau, wieder zu den Männern. Ihre Erscheinung imponirte; sie war noch eine herrliche Gestalt.

„Ich werde jetzt hinauf steigen in das Zimmer, und Karlotta herab. Ich will den Pfaffen erwarten und mit ihm reden," sagte sie mit einem Tone, der wie satanische Schadenfreude klang. Dazu funkelten ihre Augen, wie die einer wüthenden wilden Katze. „Ich bitte Euch um nichts, als Euch im Hofe bereit zu halten, falls der Pfaffe — was ich kaum fürchte — sich an mir vergreifen und seine

Leute gegen mich anrufen sollte. Dann kommt mir auf meinen Ruf zu Hülfe. Doch es wird nicht nöthig sein. Ich werde schon allein mit dem alten Schurken fertig werden. Er ist ja mein Vetter und ging sonst auf meinen Wink wie ein dressirter Pudel.“

Die Leiter wurde leise und vorsichtig herbeigebracht und angelehnt. Eleonore stieg hinauf und durch das Fenster ins Zimmer. Einige Minuten darauf half sie Karlotten auf die Leiter. Das Mädchen kletterte rasch herab, und wurde von ihrer Großmutter fort in das St. Katharinenkloster geführt, wo die Nonnen sie in Empfang nahmen und ihr eine Zelle anwiesen. Denn so war es erst ausgemacht worden. Karlotta sollte das Asylrecht des Klosters gegen die Nachstellungen des Lütticher Kardinals genießen, bis sie sich wieder herausbegeben könnte.

Die Leiter wurde entfernt. Eleonore schloß das Fenster, stellte die Kerzen weit von sich und streckte sich auf das Lotterbett. Nie hatten ihre Züge einen boshaftern Ausdruck. Sie wartete auf ihr Opfer. Die Zeit wurde ihr lang. Bald holte sie aus dem Busen einen Dolch hervor, zog ihn aus der Scheide und prüfte Spitze und Schneide; bald stürzte sie lechzend einen Becher von dem vor ihm stehenden Wein hinab, bald maß sie das Zimmer mit raschen Schritten hin und her. — Endlich knarrten Schloß und Angel. Die Thüre ging auf. Der Erzbischof trat herein. Flink, leichtfertig, in üppiger Kleidung, duftend von Wohlgerüchen, recht wie ein junger Minnefant, nahte er dem Bette, auf welchem die rachedürstende Frau lag.

„Hast du dich beruhigt, mein süßes Kind? — Hast Vernunft angenommen? — Recht! Recht! — Ich wußte das gleich! — Du sollst's nicht bereuen! — Jetzt laß dich küssen, mein Täubchen!“ —

Er beugte sich zu ihr hinab. Eleonore fuhr auf und faßte ihn rasch beim Kopfe. Dazu stieß sie einen Wuth=

schrei aus, ähnlich dem einer hungrigen Hyäne. „Was — ist — das!" stammelte der Fürst zum Tod erschrocken.

„Willkommen, Vetter Innocenz!" heulte die böse Frau. „Deine heißgeliebte Base ist's, das von dir begehrte Weib deines Ohms Peter van der Kapellen, und du kommst zur langersehnten Minnestunde, mein frommer Beichtvater."

Zum Tod entsetzt war der Bischof auf das Bett hingesunken. Der starke Mann war keines Wortes fähig. Ihm war in seinen verwirrten Sinnen, als sei ihm ein höllischer Zaubertrug geschehen, und eine Teuflin stehe vor ihm, ihn in die Hölle abzuführen.

„Haben dich die paar Worte schon niedergeworfen, starker Held?" höhnte das Weib weiter, und in einem furchtbaren Tone fuhr sie fort: „Ja, Eleonore steht vor dir, um endlich Abrechnung mit dir zu halten, heuchlerischer, schurkischer Pfaffe, glatzköpfiger alter Schandbube! Auswurf der Menschheit! Du bist mir recht in das Messer gelaufen, und ich will es dir mit unsaglicher Wollust im Leibe umdrehen. Viele Jahre habe ich auf diese Stunde gewartet und gespart. Ich wußte, daß sie kommen würde, und sie ist da! hei sie ist da, und der Tanz soll beginnen."

Der Bischof machte eine Anstrengung, sich zu erheben. Angstschweiß rann ihm von dem blaugewordenen Gesicht.

„Versuch' es, dich von der Stelle zu rühren, oder deine Pfaffen und Knechte um Hülfe zu rufen, und im Nu sitzt dir mein guter Dolch in der Gurgel."

Er stöhnte und rührte sich nicht. Er war noch der alte Feigling.

„Sieh, ich war die erste Stufe deiner Erhebung, als du mich an den schönen Philipp von Oestreich verkuppeltest, als du meine Eitelkeit und meinen thörichten Sinn zu deinem Vortheil ausbeutetest, niederträchtiger Sünder! Ha, ich will jetzt die letzte Stufe sein, auf der du von deiner stolzen Höhe hinabsteigen sollst — ins Grab."

„Gnade! Gnade!" keuchte der gefällte muthlose Kirchenfürst.

„Ha! das thut mir wohl!" lachte die rachetrunkne Frau. „Das ist mir eine Genugthuung für schwere Leiden, die du mit verschuldet. Dich um Gnade flehen zu hören! Aber ich will dir keine Gnade gewähren. Ich will von dir gehen, wie du von mir gingst, als die grausame Scheere der beleidigten Spanierin mir das goldne Haar gestohlen und meine Schönheit vernichtet hatte. Da, als ich blutend vor dir lag, ein geschändetes Weib, da gingst du von mir gleichgültig, hohnlachend, — Teufel! — Der treulose Philipp hatte mich verlassen in meinem Elend, so verließest auch du mich, Fürstenknecht, Pfaffe! Damals schwur ich ihm und dir Rache, schwur allen Fürsten und Pfaffen, den Blutsaugern und Verderbern der Menschheit, Rache. Der Tod enthob ihn meinem Dolche, du wurdest ihm aufgespart. Erst Erzbischof und Kardinal mußtest du werden, auf dem alten Sündenwege mußte ich dir begegnen, damit du recht in deinen Gräueln dahin fahrest, wo wird sein Heulen und Zähneklappern."

Der Erzbischof hatte sich etwas gesammelt; die Verzweiflung gab ihm einen raschen Entschluß ein. Er sprang auf und wollte nach der Thüre fliehen. Im Nu verrannte sie ihm den Weg, mit Löwenstärke warf sie ihn zurück, der Dolch blitzte in ihrer Faust, zwei — drei blitzschnell geführte Stöße — und das schwarze Blut strömte ihm aus Kehle und Brust. Er schrie jammervoll; sie stürzte nach der Thür, riß sie auf, rannte einen herbeieilenden Knecht um und war plötzlich in der Nacht verschwunden. Weder Bübenhoven noch Hieronymus sahen etwas von ihr. Wie eine Katze war sie aus dem Hause geschlüpft.

Zwei Tage darauf erscholl die Kunde durch die Stadt: der Kardinal von Lüttich sei am Schlagfluß gestorben.

7.

Schmerzliche Erklärungen.

Raimund Mohr ging bleich und verstört umher und war zur Arbeit unfähig. Die Zigeuner hatten ihm gesagt, Karlotta sei nicht wiedergefunden. Er wurde von ihnen mit kalter befremdender Ehrerbietung behandelt; Karracha und Zaroya erklärten ihm endlich: er müsse Karlotten vergessen, sie sei nicht für ihn, er aber für ein höheres, für ein erhabenes Loos bestimmt. Er eilte zu seinem Freunde Toni. „Ich kann dir nicht helfen," antwortete ihm der Stallmeister auf seine Klagen, „ich weiß von der Entführung des Mädchens. Meine Meinung aber, die ich dir nicht vorenthalten will, ist, das Karlotta auf Zaroya's und Karracha's Anordnung entfernt worden ist, um sie dir zu entziehen. Vielleicht hat das Mädchen es selbst gewünscht. Denn du hast ihr verschwiegen, daß die Fugger glänzende Vorbereitungen zu deiner Hochzeit mit ihrer Base treffen und — was auch ich nicht gewußt habe — daß du der brünstigste Minneknabe der Königin Maria bist. Du hast freilich ein tolles Spiel getrieben und dazu ein undankbares gegen mich, der ich deine Liebe zu Karlotten beschützte. Aber für solch ein unwürdiges Spiel ist das Mädchen zu gut."

„Du mißkennst mich, Toni!" rief der Jüngling verzweiflungsvoll. „Ich schwöre dir zu, daß ich allein Karlotten liebe! O, und wie rasend liebe ich sie! Gott und alle Heiligen sind mir Zeuge! Und keine Andre soll mein werden. Das schwöre ich dir zu, so wahr ich in der Noth von den vierzehn heiligen Helfern Hülfe und Rettung erwarte!"

„Aber warum thatest du nichts, dich von dem lästigen Verlöbniß frei zu machen, wenn du's aufrichtig mit Karlotten meintest? Das arme Kind mußte ja endlich von deiner

bevorstehenden Hochzeit erfahren. Spricht doch die ganze Stadt davon."

„Ich habe ihr auch davon gesagt, doch nicht die ganze volle Wahrheit. O, wenn du meinen Kampf kenntest, du würdest billiger gegen mich sein! Du weißt, Regina ist meine Ziehschwester; sie ist sanft, gut, edel, das trefflichste Mädchen, das ich kenne, und ich liebe sie, wie man nur eine Schwester lieben kann. Nein, ich liebe sie weit mehr; ich verehre sie, wie eine Heilige. Aber ich kann sie nicht lieben, wie man die Geliebte, die Gattin liebt. Sie läßt mich kalt, wie das Licht des Mondes; Karlotta ist meine Sonne, meine heiße strahlende Sonne, die mich mit Glut erfüllt. Aber Regina liebt mich nicht wie einen Bruder; sie liebt mich wie die Braut den Bräutigam. Ihr einziger und höchster Wunsch ist, mich zu besitzen und mir ewig anzugehören. Ich weiß, ich stoße dem herrlichen Mädchen einen Dolch ins Herz, an dem sie verbluten wird, wenn ich ihre Liebe zurückweise. O, davor habe ich gezittert! Wie ein thörichter Knabe hoffte ich auf irgend ein Ereigniß, daß die Entscheidung herbeiführen sollte. Die Fugger werden mich aus ihrem Hause stoßen als einen verabscheuungswürdigen Undankbaren. Ich bin arm und verlassen. Ich habe keinen Verwandten. Soll ich mit dem Fluche des Undanks durch die Welt gehen? Und doch muß ich mich losreißen. Ich fühlte täglich die Nothwendigkeit stärker zu werden, aber mir fehlte der Muth zur That. — Um mich endlich dem Wahnsinn zu überliefern, mußte die schöne geistreiche Königin mich mit ihrer Liebe beglücken, umstricken. Welcher Mann hätte kalt bleiben können unter ihren Liebkosungen, ihren feurigen Küssen? Aber ich fühle jetzt deutlich: ich liebe die Königin nicht. Es war ein Sinnenrausch; ich taumelte unter Rosen und Narcissen, von den starken Düften trunken. — Jetzt muß ich handeln, mag auch daraus entstehen, was da will."

„Du dauerst mich, und um so mehr, da ich nicht ohne Grund fürchte, daß Karlotta für dich verloren ist. Entweder haben die Fugger oder die Königin — vielleicht beide — sich mit Zaroya und Karracha zu Karlottens Entführung verbunden, und du wirst sie schwerlich wiedersehen.“

„Wohlan, es gilt!“ rief Raimund mit fürchterlicher Stimmung. „Jetzt muß es reißen und brechen.“ Er stürzte fort und ging gerades Weges nach dem Hause der alten Frau Sibylle Fugger. Er fand Reginen allein auf ihrem Zimmer. Sie lag bleich und abgehärmt auf ihrem Ruhebette. Eine fliegende Röthe zuckte einen Augenblick über ihr schönes leidendes Gesicht, als sie ihn sah, dann wurde sie nur um so bleicher.

„Du bist krank, Regina, und ich erfahre das erst jetzt?“ rief er bestürzt.

„Nicht doch! Ein leichtes Unwohlsein, das bald vorübergehen wird,“ versetzte sie schmerzlich. „Was sollt' ich dich mit der Kunde belästigen?“

„Belästigen? Großer Gott! Welch ein Vorwurf für mich!“

„Kein Vorwurf! Ich will und werde dir keine Vorwürfe machen. Ich wünschte nur deinetwegen, du wärst offen und wahr gegen mich gewesen. Du hast mein Herz doch nicht gekannt, Raimund, sonst hättest du ihm den Schmerz erspart, dich —“

„Regina, du weißt!“

„Ich weiß, daß du — mich nicht liebst!“ Ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme. Heftig schluchzend verhüllte sie das Gesicht.

„Regina, ich verstumme im martervollen Gefühle meiner unvergleichlichen Schuld. Erwarte keine Entschuldigung; denn ich weiß keine! Keine Rechtfertigung; denn sie ist unmöglich!“

„Warum unmöglich, Raimund? Du liebst mich nur als Schwester. Du hast dich früher selbst über deine Gefühle für mich getäuscht. Jetzt bist du klar. Das spricht dich frei.“

„O, nicht diese Güte, Regina! Sie erschüttert mich gewaltiger, als dein gerechter Zorn es vermöchte. — Schilt mich einen Undankbaren! Halte mir vor, was deine Aeltern, was die Fugger für mich gethan. Rechne mir alle Liebe vor, die ich von dir und den Deinigen genossen, und zerschmettre mein Herz mit deinen Vorwürfen. Ach, der Todesschmerz kann nicht entsetzlicher sein, als dieser Zwiespalt in meiner Brust.“

„Raimund, wir verstehen uns schon nicht mehr und haben uns doch von Kindesbeinen an stets so innig verstanden. Welchen Vorwurf könnte ich dir machen! Die einzige Schuld, die dich trifft, daß du mich sogleich hättest enttäuschen sollen, als du klar über dich wurdest — sie ist dir vergeben.“

„Regina! Regina!“ rief er und stürzte verzweiflungsvoll zu ihren Füßen, ihre kalte Hand krampfhaft ergreifend.

„Laß mich, Raimund!“ hauchte sie, ihm die Hand sanft entziehend. „Es ist der erste Sturm, der in meinem vollen Blüthenfrühling wüthet. Er wird sich austoben, und es wird wieder still werden in meinem Gemüth, sehr still!“

„Und ich Verworfener bin es, der diesen Sturm erregte. Deine geknickten Frühlingsblüthen, sie klagen mich an als ihren Verbrecher. O, daß dieser Sturm mir den Tod gäbe! — Fluch mir und meinem Schicksal!“

„Halt ein, Raimund, und frevle nicht!“

„Kann ich noch mehr freveln, als ich schon gethan? Bin ich nicht ein Frevler an dir und deiner Liebe! ein Frevler an deinen Aeltern und Verwandten und ihrer Güte! Kann der Himmel mir gnädig sein, kann er mir vergeben, daß ich mich lossage von seinem Engel, von dir, Regina?“

„Der Himmel ist Allen gnädig, die sich zu ihm wenden, und sendet Ruh und Frieden in jede stürmische Brust.“

„Ach, Regina, mich beschleichen wirre, böse Gedanken. Ich muß doch nicht zu Euch gehören, daß ich nicht Frieden finde unter Euch, an deiner Seite, daß ich verzweifelte am Glück aus deiner Hand, um das mich alle Welt beneidete. O, ein unbezwinglicher Drang lockte mich fort! Wie könnt' ich dir schildern, wie's in mir wogte und brauste!“

„Es ist nicht deine Schuld. Was kannst du für diesen ungestümen Trieb! was kannst du dafür, daß die Stimme deines Herzens dir nicht meinen Namen zuflüsterte! daß ich dich nicht zu bannen vermochte an den friedlichen Herd stiller Häuslichkeit!“

„Regina, meine Seele nennt dich eine Heilige. Ich verehre dich, wie ihr die Himmelskönigin verehrt.“

„Raimund!“ rief das bleiche Mädchen erschrocken, „verehrst du die Himmelskönigin nicht! Ist es wirklich wahr, was man mir schon gesagt hat, daß auch du von unserm heiligen Glauben abgefallen bist, daß das lutherische Gift in dein Herz gedrungen ist? O, die Königin von Ungarn, sie hat dich verführt! Das macht mir noch größeren Schmerz, als der Verlust deiner Liebe.“

Raimund, zwiefach ergriffen von dem Vorwurf, den sie selbst nicht ganz verstand, versetzte hastig: „Meine theure Regina, was soll ich dir in dieser Stunde auf diesen unerwarteten Vorwurf erwidern! Du holder Engel, halte fest an deinem Glauben, der dich beseligt. Ich kann es nicht. Meine Ueberzeugung hat mich auf andre Wege geführt. Mehr noch als der Lehre Luthers hange ich der Zwinglis an. Ich kann nicht anders. Und doch genügt auch sie mir nicht. Ich bin im Widerstreit mit mir selbst. Der ungestüme Drang, das wilde Feuer in mir treibt mich von den Altären dieser Kirchen, wo fromme Seelen,

wie du, den Schmerz des Lebens in gläubiger Entsagung und Unterwerfung unter den Willen eines Gottes verklären, der — der doch nur eine Schöpfung der Pfaffen ist. Ach, ich mag dir nicht noch weher thun, als ich schon gethan; darum laß uns davon schweigen."

„Deine Reden erfüllen mich mit namenloser Angst. Raimund, es gilt das Heil deiner Seele! Um Gottes Barmherzigkeit, du bist in die Fallstricke der Hölle gefallen. Diese Zigeuner — o mein Gott! Dein Bild ist wild und schrecklich. Du bist namenlos unglücklich, bist ewig verloren. Und so soll ich dich verlassen! Welch ein Kampf für mich."

„Du mich verlassen? Wie soll ich das verstehen? An mir ist's, dich und Augsburg zu meiden. Ich ziehe mit dem Kaiser in den Türkenkrieg. Dort wird eine mitleidige Kugel den grausen Brand meines Herzens für immer löschen. Willst du nach Ungarn zurückkehren, in dein schönes Vaterland?"

„Niemals! Ich habe auf Erden kein Vaterland mehr. Ich bleibe in Augsburg."

„So ist's recht. Unter Deutschlands Adel kann sich die Tochter der Turzo und der Fugger den würdigen Gatten wählen."

„Ach wie wenig hast du mein Herz gekannt! — Ich vermochte nicht ohne dich im Vaterhause, in der Vaterstadt, im Vaterlande zu leben. Es zog mich dir mit starken Geistesbanden nach. Ich wäre vor Sehnsucht nach dir gestorben, wenn ich nicht zu dir gekommen wäre. Ich war unaussprechlich glücklich in Augsburg, in deiner Nähe. Ich liebte dich. Wie ich dich geliebt, wie könnte ich es mit Worten bezeichnen wollen! Aber für ein Herz, wie das meine, gibt es nur eine Liebe, wie es nur einen Frühling gibt für die Natur, nur einen Gott für die Welt.

Meine Liebe ist gestorben, mein Frühling abgeblüht, mir bleibt nur Gott."

„O, Regina! Regina! Ich erliege der Verzweiflung."

„Nicht doch! Du sollst und mußt noch glücklich werden. Auch ich werde es sein, doch in einem andern Sinne, als ich mir geträumt. — Sieh wir waren so glücklich als Kinder. Waren unsre Seelen nicht verbunden, wie zwei Knospen eines Rosenzweigs? Die Berge und Wälder von Kremnitz haben neidisch unser hohes Glück gesehen; denn es war höher als sie, es war so hoch wie die Sterne. Damals gelobte ich Gott oft im Stillen, dir mein Leben zu weihen. Diesen Schwur muß ich halten. Dein Weib kann ich nicht werden, aber es bleibt mir eine andre, eine noch höhere und herrlichere Lösung meines Schwurs übrig. Ich muß deine Retterin werden, deine Retterin aus den Garnen der Hölle. Mein Leben ist dir geweiht, dem Gebet für dich. Ja, Raimund, nur in der Stille des Klosters kann ich den Frieden des Herzens finden, der mich geschickt macht, durch unablässiges brünstiges Gebet deine Seele dem Himmel zu gewinnen."

„Regina, du wolltest der Welt entsagen? Meinetwegen?"

„Raimund, ich habe dir entsagt und ohne dich gibt es keine Welt mehr für mich, kein Vaterland, keine Aeltern, keine Verwandte. Ich war heute früh schon im Katharinenkloster und habe vor der Base Felicitas und der Priorin meinen unumstößlichen Entschluß besprochen. Der Tag, welcher zu unsrer Hochzeit bestimmt war, wird der Tag meiner Einkleidung sein."

„O, Engel! Heilige! Zerknirscht lieg' ich dir zu Füßen. O könnt ich mich todt weinen! — Du durftest nicht mein Weib werden. Der Staub der Erde durfte dich nicht berühren. Auch keines andern Mannes Weib! du hast Recht! Rein und unbefleckt von irdischer Begierde

mußt du in den Himmel eingehen, wie er dich entlassen hat. — Ja, Heilige, bitte für mich!"

„Steh auf, mein Bruder! Gott wird meinem Gebet Kraft und dir gnädig Ruhe und Glück verleihen."

„Nur einen Kuß noch auf deine reine Hand! Den letzten! Den Kuß der Dankbarkeit! Ich nehme mit ihm auf ewig Abschied vom süßen Glück meiner Jugend."

Und er küßte ihre Hand knieend.

Frau Sibylle, von dem langen lauten Gespräch angelockt, öffnete in diesem Augenblick die Thür.

„Ei ist das eine Zärtlichkeit!" rief sie lachend. „Auf den Knien? — Hatt' ich doch den schmucken Jungen im Verdacht, er sei etwas kühl gegen mein Täubchen geworden. Desto mehr freut mich's, ihn in dieser Stellung zu überraschen. Nein, auf den Knien hat mein Jakob niemals vor mir gelegen. Das würde sich auch wunderlich ausgenommen haben. Aber dir steht's gut an, mein Junge."

Raimund war verwirrt aufgesprungen und zeigte eben nicht die Gesichtszüge eines glücklichen Bräutigams.

„Sei ruhig und laß mich gewähren!" flüsterte ihm Regina zu.

„Ich komme Euch wohl ungelegen?" fuhr die alte dicke Frau schmunzelnd fort. „Ihr seht ganz verstört aus. Aber laßt mich nur! Der Anblick war mir ein Augen- und Herzenstrost. Jetzt muß ich dem hübschen Burschen da meinen Verdacht abbitten, und wie gern thu' ich's; denn ich bin ihm immer so gewogen und zugethan gewesen, als wär' er mein eigener Sohn."

„O meine gütige Mutter!" rief Raimund zerknirscht und faßte ihre fleischige Hand.

„Aber warum so ein saures Gesicht! Euere Zärtlichkeit macht mich gesund. Auf Euerer Hochzeit tanz' ich den Ehrentanz mit dir. — Sieh, die Regina ist mein Augapfel. Sonst hatt' ich die Sibylla lieb, sehr lieb, wie keine

ihrer Schwestern. Sie war meine Pathe, und ich hatte sie aufgezogen. Sie war ein gutes und frommes Mädchen. Und der Bübenhoven war mir auch ein gar lieber Gesell, so recht nach meines Herzens Wunsch gerathen. Da war nun mein einziger Wunsch, sie möchten ein Paar werden. Und sie wurden's. Das war mir eine Freude! Aber der liebe Gott hat das schmucke Weibchen zu sich genommen; mir aber hat er einen köstlichen Ersatz in meiner Regina bescheert. Sie ist gerade wieder so gut und fromm, wie Sibylle war. Sie liebt mich wieder ebenso, wie Jene. Und du, Raimund, bist wieder gerade so ein prächtiger Junker, wie Bübenhoven war. Da wünscht' ich denn nichts sehnlicher, als es möchte sich wieder ebenso machen, wie mit jenem Pärchen. Und es hatte sich eigentlich schon so gemacht, eh' ich's nur einmal wünschte. Ihr liebtet Euch von Kindheit an. Das machte mich fröhlich und guter Dinge. Nur dauerte mir die Zeit zu lange, bis Ihr zusammen kamt. Aber mein seliger Alter hatt' es so angeordnet, und so mußt' ich wohl zuwarten. Nun war mir's auf einmal, als seist du kalt geworden, Raimund, gegen mein lieb Töchterlein, und als gräme sich das gute Kind darüber. Das hat mich krank gemacht; weiter nichts. Glaubt's mir. — Aber nun ist Alles gut. Ich weiß nun, daß ich meine paar Tage bei Euch verleben und in Euren Armen sterben kann. Und Ihr seid meine Erben, Ihr allein. Die Andern haben Alle genug, Ihr aber habt nicht viel, so bekommt Ihr das Meine, dies Haus und Alles was drin ist. Ihr werdet schon ein hübsches Schätzchen finden, wenn ich die Augen für immer zugethan habe; denn mein alter Jakob hat gut für mich gesorgt."

„Ach, beste Mutter!" brach Raimund's gräßlicher Schmerz los, und er preßte seine heißen bebenden Lippen auf die Hand der heitern Greisin. „Ich bin der Unseligste aller Menschen!"

„Hilf Gott!“ rief die Alte jetzt höchlich erschrocken. „Was ist das! Der Unseligste! Und Thränen auf meiner Hand! Um aller Heiligen willen, Kinder, was habt Ihr vor?“

„Ich werde Euch alles sagen, Mutter. Geh, Raimund, und laß mich allein mit ihr.“

„Aber warum nicht in seiner Gegenwart?“

„Um ihm nicht noch einmal wehe zu thun.“

„Regina, Regina, Du sammelst glühende Kohlen auf meinem Haupte!“ rief Raimund mit wehmutherstickter Stimme.

„Geh, Raimund, ich bitte dich!“

„Du willst es, Regina, und ich gehe.“

„Geht er doch so traurig, als hätte dich ein Andrer zur Braut gewonnen,“ bemerkte Sibylle ihrer Pflegetochter.

„So ist's auch, meine Mutter!“ sprach Raimund noch in der Thüre. „Ein Andrer hat sie zur Braut gewonnen, der ihrer reinen hohen Liebe würdiger ist — der Himmel!“ Und weinend verließ er Zimmer und Haus.

„Der Himmel! Regina, was soll das heißen? Was bedeutet diese seltsame Rede?“ fragte die Alte zitternd.

„Einen Gedanken, meine Mutter, der zum Willen, zum Entschluß in mir gereift ist.“

„Wille? — Entschluß? — Bin ich doch wie betäubt. — Du, die glückliche Braut —“

„Des Himmels!“

„Kind, Kind! Frevle nicht am Himmel, nicht an mir, nicht an uns Allen! Raimund hat dein Wort, das Wort deiner Aeltern, das Wort der Fugger!“

„Er gab es mir zurück.“

„Es dir zurück? Weshalb?“

„Weil er eingesehen, daß wir kein Ehepaar werden können.“

„Was hindert Euch?“

„Die Geschwisterliebe, die wir für einander hegen, sie kann und wird nie die Liebe der Gatten werden. Wir haben uns verständigt. Wir haben uns klar gemacht, was uns ängstigte. Mich zieht es in den stillen Frieden des Klosters, ihn auf den lauten Markt der Welt. Ich will Nonne, er will Krieger werden.“

Während ihrer Rede war Raimund Fugger durch die offen gebliebene Thür in das Zimmer getreten und hatte die letzten Sätze vernommen.

„Was muß ich sehen und hören?“ fragte er bestürzt. „Auf der Straße begegnet mir Raimund außer sich und schießt an mir vorüber, ohne mich zu sehen; hier hör' ich noch seltsamere Dinge.“

„Sie will in's Kloster, er in den Krieg!“ schrie Frau Sibylle. Ich verstehe nichts von all diesen Dingen, aber der Tod ist mir eingeschenkt.“

„Was habt ihr vor?“ fragte Raimund Fugger Reginen streng. „Erkläre dich!“

„Ich habe mich erklärt. Ich kann nie Raimund Mohrs Gattin werden. Ich werde den Schleier wählen.“

„Das werden wir nicht zugeben. Du mußt Raimunds Frau werden!“

„Ihr habt keine Gewalt über mich. Und meine Aeltern werden ihre Zustimmung zu meinem Entschluß geben.“

„Regina, das ist mein Tod!“ heulte Sibylla. „Bedenke doch, daß du mir unentbehrlich geworden bist, deine Jugend, deine Liebe erheiterten und beglückten mein Alter. Wie soll ich sie missen?“

„Sie wird Euch auch bleiben, wenn ich im Kloster bin. O, ich beschwör' Euch, sucht mich nicht zu hindern, nicht von dem abzuhalten, was doch geschehen muß. Erspart mir und Euch noch größern Schmerz. Mein Leben kann

nur noch von dem Sonnenstrahle angeglänzt werden, der durch das Fenster meiner Zelle fällt."

„Hier waltet ein böses Geheimniß," sagte Fugger ernst. „Ich habe es meinem Pflegesohn schon seit einiger Zeit angesehen, daß ihn etwas drückt und erregt. Er war stets zerstreut, fuhr oft wie aus tiefen Gedanken auf und starrte wild um sich. Bald war er übermäßig fröhlich, bald tief traurig. Zuweilen rührte er die Speisen auf unserm Tische nicht an und klagte sich unwohl." — Und mehr für sich, als für die Andern setzte er leiser hinzu: „Sollte er hinter das Geheimniß seiner Geburt gekommen sein? — Ich muß mir Licht schaffen in dieser Verwirrung." — Und zu Sibylle gewandt: „Verzweifelt nicht, Base! Diese Mädchenlaune wird vorüber gehen, und Alles noch gut werden. Ich gehe, um mit Anton darüber zu sprechen."

8.

Anton Fuggers Plan.

Zu derselben Stunde gingen Anton Fugger und Marx von Bübenhoven in einem Zimmer in des Erstern Hause im lebhaften Zwiegespräch auf und ab.

„Du kannst es nicht abläugnen," sagte der Oberkämmerer, „der Kaiser hat alle Hoffnungen, welche die Deutschen, und namentlich, welche das Volk auf ihn gesetzt, gänzlich getäuscht."

„Ich wäre thöricht oder falsch gegen dich und mich, wenn ich es läugnen wollte," entgegnete Anton. „Es handelt sich hier allein um die Frage: ob er nicht in seiner Stellung durchaus zu dieser Täuschung gezwungen war?"

„Davon wirst du mich nicht überzeugen. Kein Mensch,

er stehe niedrig oder hoch, soll sich durch Verhältnisse zwingen lassen, ein allgemein in ihn gesetztes Vertrauen zu täuschen. Wir wollen uns die Sache so klar, als möglich machen. Ein neuer Geist ist seit einem halben Jahrhundert in Deutschland erwacht, von den gelehrten Humanisten ist er ausgegangen, aber er hat schon alle Schichten des Volkes durchdrungen; er ist groß und mächtig geworden."

„Ja, wir haben es vor fünf Jahren gesehen, wohin er geführt, indem er in das Volk gedrungen war," versetzte Fugger mit spöttischen Tone.

„Was war die furchtbare Empörung des Volks anders, als die Rachethat für Jahrhunderte erlittene Unbill, als die Anstrengung, sich eines entsetzlichen Druckes zu entledigen, der, da er Allen zum Bewußtsein gekommen, unerträglich geworden war? Die Empörung ist unterdrückt worden, und das war gut; denn aus ihrem Sieg wäre jedenfalls eine namenlose Verwirrung erwachsen; daß sie auf so gräßliche und blutige Weise unterdrückt wurde, ist nicht gut. Denn der Geist ist dadurch nicht getödtet worden, wie wir uns bereits überzeugt haben; aber arges Unglück ist aus den Blutthaten erwachsen, und das Aergste wird noch kommen. Der Geist wächst von neuem, und seine Fittiche sind nun vom Blute des gemordeten Volks geröthet. Was will dieser Geist? Befreiung von dem Drucke der römischen Hierarchie; Herstellung der ursprünglichen christlichen Kirche nach den klaren Aussprüchen Christi, nach der Lehre und Einrichtung der Apostel. Er will alle spätern menschlichen Zusätze entfernt, er will die Kirche von allem Zwange pfäffischer Herrsch- und Selbstsucht gereinigt wissen; er will das wahre Christenthum in die Kirche und in das Leben eingeführt sehen. Da der Papst sich weigert, solchem Verlangen zu willfahren, so erklärt ihn der neue Geist für den Antichrist — und er hat ein

unbestreitbares Recht dazu — das vom neuen Geist beseelte deutsche Volk will den Antichrist bekämpfen und machtlos machen und wendet sich an seinen Kaiser mit dem Begehren: er soll es unter seinen Fahnen schaaren und gegen den Papst führen. Nur dieser Geist besiegte vor drei Jahren den Papst und eroberte Rom, nur dieser Geist warf die Türken aus Deutschland hinaus, und nur dieser Geist kann und wird sie aus Ungarn vertreiben, ja aus Europa. Nur dieser Geist wird die Franzosen fern halten von den Grenzen Italiens und Deutschlands, er wird die Rechte des Kaisers gegen die Uebergriffe der Fürsten kräftig schützen, er wird immer für den Kaiser eintreten, ihm immer den Sieg verschaffen, ihn groß und stark machen. Und mit dem Kaiser das Reich. Hält der Kaiser zu ihm, so werden wir wieder ein mächtiges Reich haben, die Zeiten der großen Hohenstaufen werden wiederkehren. Tritt der Kaiser in arger Verblendung ihm entgegen, so wird Deutschland in Parteien zerfallen, klein, arm und ohnmächtig werden. — Und was sehen wir nun den Kaiser Karl thun, auf den alle Hoffnungen der redlichen und einsichtsvollen deutschen Herzen gestellt werden? Er stößt den Geist zurück, durch den er den Papst, den Sultan und den König besiegte und verbündet sich auf's Engste mit dem Papste gegen diesen Geist. Die erste Folge dieses unseligen Bündnisses sehen wir schon vor Augen. Der Kaiser ist zu seinem großen Verdruß zum willenlosen Werkzeuge der fürstlichen Gegner des Zeitgeistes herabgesunken. Das Volk staunt und trauert. Es hat vergebens auf seinen Kaiser vertraut. Die Folgen werden schrecklich sein."

„Du hast von deinem Standpunkt aus gut gesprochen," versetzte Anton Fugger ruhig. „Der meinige weißt mich auf die Vertheidigung des Kaisers hin. Du hast sogar vergessen anzuführen, daß der Kaiser früher viel von einer Reformation der Kirche sprach und sich sehr dazu ge=

neigt zeigte, ferner, daß diejenigen Fürsten — ich meine die Baiernherzöge — die am entschiedensten auf Seiten der römischen Hierarchie stehen, die gefährlichsten Feinde des Erzhauses Oestreich sind und ihm schon nach der Kaiserkrone gestrebt haben. — Doch höre mich nun wohl an und betrachte mit mir die Lage der Dinge und die persönliche Stellung des Kaisers zu ihnen genau. Karl ist ein Sohn des Erzhauses Oestreich, das immer treu und fest zum Papst gehalten und dieser Treue seine Größe zu verdanken hat. Er ist in dieser Treue und im frommen Glauben an die Satzungen der römischen Kirche erzogen; aber er ist auch ein Enkel Ferdinands und Isabella's, der größten Stützen der Kirche. Und nun: er ist der Erbe von Oestreich, von den Niederlanden, von Spanien. Karl ist König von Spanien, und er war es früher als deutscher Kaiser. Das ist für seine Stellung von ungeheurer Wichtigkeit."

„Ja, es ist sehr schlimm, das du recht hast! Denn gerade darin liegt das Unglück Deutschlands. Nie waren die Kurfürsten kurzsichtiger, als damals, wo sie einen mächtigen, reichen Kaiser wollten und den König von Spanien wählten. Der alte Jakob trug auch einen Theil der Schuld. Gott wird sie ihm vergeben haben; denn sie entsprang aus einem edlen dankbaren Herzen. Er sah die Folgen nicht ein, und hing, wie du und ich mit dem ganzen Herzen am Erzhause. Die östreichischen Fürsten hatten die Fugger gehoben, der Fugger erhob dafür den östreichischen Fürsten wieder; aber Deutschland ist dabei zu Schaden gekommen."

„Wir thun besser, das dahin gestellt sein zu lassen und die Dinge zu nehmen wie sie eben sind. Genug, Karl war in Spanien der Nachfolger des Kardinal Ximenes, des größten und strengsten Kirchenfürsten der neuern Zeit. Karl konnte nur in Ximenes' Grundsätzen dort

regieren, und er nahm sie um so williger an, als Naturanlage und Erziehung ihn dazu antrieben. Sein eigner Lehrer Adrian Florens wurde Papst. In keinem Lande Europa's steht die Kirche noch so in ihrer alten kräftigen Herrlichkeit, als in Spanien; Königthum und Priesterthum durchdringen und bedingen sich gegenseitig. Die Scholastik der Dominikaner blüht in Spanien jetzt erst recht auf und beherrscht alle gelehrten Köpfe. Die leiseste Annäherung an die umstürzenden Lehren Luthers würde dem Könige die Krone kosten. Aber Karl ist, wie gesagt, seiner Natur nach solchen Ideen feind; sie sind ihm aufs Aeußerste zuwider, und nichts betrübt ihn mehr, als daß seine eignen Schwestern, die verstorbene Königin Isabella und die Königin Maria ihnen zuneigten. Auch bekämpfte er den Papst Klemens durchaus nicht als Oberhaupt der Kirche, im Sinne der Protestanten, sondern als Fürsten des Kirchenstaats, der sich mit seinen Feinden verbunden hatte. War es seine Schuld, wenn die deutschen Kriegsvölker das anders auffaßten? Die gottlose Verhöhnung des Papstes und der Kirche durch das rohe deutsche Volk hat den Kaiser sehr geschmerzt und erbittert. — Und nun wollen wir einmal annehmen, Karl wäre weniger ein strenggläubiger Sohn der Kirche, auch er neige — was jedoch bei ihm unmöglich ist — zu den lutherischen Neuerungen und hätte den Papst ferner bekämpft. Welche furchtbaren Verwickelungen und Verwirrungen würden daraus entstanden sein! Ein unabsehbares Unglück für Deutschland, ja für ganz Europa. Der Fall des Papstthums hätte den Fall des Kaiserthums nach sich gezogen; denn beide sind auf einander gestützt, bedingen sich gegenseitig. Das Eine kann nicht bestehen ohne das Andre. Der Kaiser hätte also gegen sich selbst gewüthet, gegen die Zukunft seines Hauses, gegen die des Reichs. Läßt sich solch ein Wahnsinn von einem besonnenen Manne erwarten, ja nur als möglich denken? Der Kaiser muß

als solcher, er muß als König von Spanien zum Papst halten mit all seiner Macht; er muß der Gegner der Protestanten sein; denn diese seine Macht beruht seit uralten Zeiten bis heute auf der Macht der lateinischen Kirche. Unmöglich kann er der wilden und regellosen Neuerungssucht eines großen Theils des deutschen Volks den Zügel schießen lassen. Das wäre dem Unverstand Thür und Thor geöffnet. Er verkennt nicht, daß sich Mißbräuche in die Kirche eingeschlichen haben, und er dringt ernstlich zur Abschaffung derselben auf ein allgemeines Koncilium. Aber das Kind soll nicht mit dem Bade verschüttet, der Kopf nicht mit dem Kragen abgeschnitten werden. — Und wie seine innern, so weisen auch seine äußern Verhältnisse den Kaiser an den Papst und das treue beharrliche Festhalten an der Kirche. Will er den Woiwoden aus Ungarn vertreiben und seinen Bruder auf den Thron der Magyaren zurückführen, er kann es nur mit Hülfe der Majorität des Reichstags mit den altkirchlichen Ständen. Will er seinen Schwager Christiern auf den dänischen Königsthron wieder einsetzen, er kann es nur mit den katholischen Fürsten. Denn die Partei, welche den König Christiern vertrieben hat, ist den protestantischen Lehren zugethan, und die deutschen Protestanten werden wahrlich nicht die dänischen und schwedischen Anhänger des Lutherthums bekämpfen. Will er die Schmach, welche König Heinrich von England dem Kaiserhause durch die Scheidung von Katharina von Aragonien angethan, vertilgen, er muß den Papst bestimmen den ertheilten Ehedispens für ungiltig zu erklären, wie dieser auch bereits gethan hat. Seinen Schwager, den König Franz von Frankreich, kann er nur zur Ruhe zwingen durch seine Verbindung mit den Stützen der Kirche; denn Franz hat stets Lust, sich mit den Protestanten zu verbinden, obgleich er nichts weniger, als ihr Glaubensgenoß ist. Soll die Schweiz dem Reiche nicht ganz verloren gehen, muß er

das mit den altgläubigen Kantonen — die die alte gleichsam ererbte Feindseligkeit gegen das östreichische Haus vergessen haben — im vorigen Jahre gegen die Neuerer abgeschlossne Bündniß aufrecht erhalten. Kurz, wohin wir auch blicken, der Kaiser wird von seiner eignen Natur und von seinen Verhältnissen genöthigt, an Papst und Kirche festzuhalten und die neuen Ideen sich nicht über den Kopf wachsen zu lassen."

„Du hast überzeugend gesprochen. Ich begreife, daß Karl dem jungen Zeitgeiste keine Koncession machen kann und wird," sagte Bübenhoven mit trübem Ernste oder vielmehr Traurigkeit. „Es bleibt also nichts übrig, als ein entscheidender Kampf zwischen beiden Principien. Und dieser Kampf kann nicht mit Worten und Schriften, er muß mit dem Schwerte geführt werden. Was Hutten und Sickingen als unvermeidlich begriffen und schon vor sieben Jahren ausführen wollten, es wird doch geschehen müssen."

„Ich glaube es selbst," versetzte Anton Fugger. „Aber du hast an Sickingens und Huttens Untergang, du hast an dem Unterliegen des furchtbar drohenden Volksaufstandes zwei Jahre später gesehen, wohin ein solcher Kampf führen wird, zu einer gänzlichen Niederlage der Protestanten, zum Siege der Kirche gegen ihre Widersacher. Wahrlich, Kaiserthum und Papstthum sind mit einander verbündet noch stark genug, alle ihre Feinde niederzuwerfen und in gänzliche Ohnmacht zurückzustoßen. — Wer also klug ist, wird es mit dem Kaiser und dem Papste halten. Ich gebe auf all diese Bewegungen zu Gunsten der Kirchenreform im Sinne der Wittenberger und Züricher nicht viel. Diese Schwärmereien sind mit einem drohenden Kriegsheer gedämpft. Das Haus Fugger wird katholisch und kaiserlich bleiben und wenn ganz Augsburg von Kaiser und Papst abfiele, und die Fugger werden bei

solcher Treue und Beharrlichkeit gut fahren. — Es ist mir leid, daß die beiden Kleriker in unsrer Familie, mein Onkel Marx und mein Bruder Marx von einem frühzeitigen Tode hinweggerafft worden sind. Es sollte mir für meinen Bruder nicht bange sein, um den Kardinalshut und ein Erzbisthum. Von meinen und Raimunds Söhnen müssen ein paar geistlich werden. Mir selbst hat der Kaiser in diesen Tagen ein paar Wörtlein gesagt, die auf unsre baldige Erhebung hindeuten. Ich werde die Treue der Fugger, wie es dem Kaiser ziemt, zu belohnen wissen, sprach er. — Wohl, mein lieber Bübenhoven! Wir werden festhalten. Ich will dir meine geheimsten Gedanken nicht verhehlen. Der Kampf, von dem wir vorhin sprachen, wird vielleicht bald ausbrechen. Augsburg und die andern Reichsstädte werden wider Kaiser und Papst sein, wie die protestantischen Fürsten. Diese werden verjagt werden, jene die Reichsfreiheit verlieren. Denk' an die Mediceer! Ihre Vorfahren waren Leinweber, wie die unsrigen. Sie waren Wechsler, wie wir. Sie wurden die Fürsten von Florenz; wir werden die Fürsten von Augsburg werden. Nur klug und vorsichtig auf das Ziel losgesteuert! Darum ist mir die Verbindung Raimund Mohrs mit Regina Turzo so sehr wichtig. Noch weiß der Kaiser nicht, wer er ist. Er darf es auch nicht eher erfahren, als nach der Hochzeit, er möchte sonst die Verbindung hintertreiben. Wir entschuldigen uns deshalb mit dem ausdrücklichen Verbot meines Ohms Jakob. Wäre Regina eine Fugger, so sähe die Sache schwieriger aus; das Haus Turzo ist aber so alt und vom besten ungarischen Adel, daß die Vermählung seiner Tochter mit einem Fürsten nichts Auffallendes hat, zumal mit einem solchen Fürsten. Aber wir werden doch dadurch einem Fürsten verwandt, und der Kaiser wird dem Fürsten Raimund sicherlich allen möglichen Vorschub leisten."

„Das ist aber gerade gegen den ausdrücklichen Willen seines Vaters und unsres seligen Ohms. Dieser mir mehrmals kundgegebene Wille lautete dahin, daß Raimund ein ruhiger Bürger und Kaufmann werden und niemals etwas von seiner fürstlichen Abstammung erfahren solle. Du weißt, in welchen engen und freundschaftlichen Beziehungen ich zu Don Alfonzo de Granada stand; ich war sein Retter, als die Rache des Erzherzogs Philipp ihm nach dem Leben strebte, ich war später, als ihm der Kaiser Maximilian auf Fürbitte der Erzherzogin Margaretha den Namen Ritter von Süderland verliehen, oft mit ihm zusammen, und sein Sohn war mehr als einmal der Gegenstand unsrer Unterhaltung. Da sagte er: ich bin durch meine hohe Geburt unaussprechlich unglücklich geworden; der Fluch dieser Geburt hat mich von Land zu Land getrieben; die edeln Frauenherzen, die sich mir zuneigten, sind dadurch in Noth und Tod gestürzt worden. Ich will meinem Sohne ein gleiches unseliges Loos erspart wissen. Im Hause der Fugger wachse er auf, als der Sohn der Niedrigkeit; er lerne arbeiten und seinen Lebensunterhalt durch geregelte Thätigkeit gewinnen. Nie erfahre er, wie nahe er dem Unglück des maurischen Volks steht. Seine Tage sollen fern von der gefährlichen Größe in Ruhe und Zufriedenheit mit seinem niedern Loose verfließen. — Und darauf fußen die Verabredungen, die er mit Jakob Fugger nahm; darauf bezieht sich endlich die Verfügung des Letztern in Bezug auf Raimund Mohr. — Das Alles wollt ihr nun umstoßen, und trotz dieser Verfügungen den jungen Mann mit seiner vornehmen Geburt bekannt machen und ihn in eine Laufbahn einführen, wo er den schwindelnden Weg der Größe zu seinem Verderben gehen wird. Und diese Enthüllungen sollen erst erfolgen, wenn er durch das Sakrament mit unserm Hause unauflöslich verbunden ist. Das ist ein gefährliches Spiel. Ich fürchte, er wird Euch

der Falschheit und Hinterlist anklagen, und Ihr werdet Euch einen bittern Feind und Hasser erzogen haben.“

„Nicht doch!“ lächelte Anton kalt und im Gefühl überwiegender Klugheit. „Was ist er ohne uns? Ein armer unbedeutender maurischer Prinz. Erst das Geld und der Einfluß der Fugger geben diesem Prinzen die rechte Folie. Wir machen ihn reich; wir verschaffen ihm die Gnade des Kaisers und wo möglich die Besitzungen seines Vaters. Dagegen giebt er uns die Folie seines fürstlichen Namens. Des Kaisers Verbindlichkeiten gegen unser Haus, welche durch Martins Pflege schon vermehrt worden sind, werden durch unsre Verwandtschaft mit Raimund erhöht. Kommt dann der unausbleibliche Zeitpunkt, auf welchen ich hindeutete, so erleichtert uns dies Alles den Weg zu einem hohen und glänzenden Ziele. — Und überdies wissen wir Alle zur Genüge, wie neckisch der Zufall sein Spiel zu treiben pflegt. Unversehens würde er einmal Raimunden das Geheimniß seiner Geburt verrathen; und dann hätte er Ursache uns zu grollen, daß wir es ihm verschwiegen. Es zeigt sich immer mehr, daß er durchaus nicht zum ruhigen Bürger, zum betriebsamen Geschäftsmann paßt. Der Adler verläugnet die ihm angeborne Natur nicht. Vergebens ist's, ihn mit den Hühnern und Gänsen auf dem Haushofe zusammenzustecken. Eines Tags, wenn ihm die Schwingen erstarkt sind, wird er zur Sonne empor steigen, und werden ihm die Flügel gebrochen, wird er vor Sehnsucht nach der Sonne sterben. Diese Sehnsucht drängt und treibt schon in Raimunds Brust. Ich habe ihn zeither wohl beobachtet. Darum müssen wir von dem Willen seines Vaters und unsers Ohms abgehen und für uns selbst aus Raimunds Adlernatur den möglichst größten Vortheil ziehen.“

„Möge der Himmel deine hochgehenden Pläne segnen!“ sagte Bübenhoven mit gutmüthiger, aber auch wehmüthiger

Ironie; denn er konnte kein Glück darin sehen, wenn die Fugger Herzöge von Oberschwaben würden.

Raimund Fugger trat rasch in das Zimmer. „Der Teufel selbst hat sein Spiel!“ rief er ungewöhnlich aufgeregt. „Ich komme von der Tante Sibylle. Regina schwört Stein und Bein ins Kloster gehen zu wollen; Raimund schießt auf der Straße wie ein Toller an mir vorüber. Nun verräth mir der alte Veit, daß dieselben Zigeuner hier sind, welche bei Raimunds Geburt waren und ihn nach Kremnitz brachten, und daß der junge Mensch alle Abende heimlich zu ihnen läuft und ein Minnespiel mit der jungen Zigeunerin angesponnen hat, die allen jungen und selbst vielen alten Männern den Kopf verrückt. Soll doch diese Verrücktheit dem Kardinal von Lüttich das Leben gekostet haben. — Das ist eine schöne Bescheerung, die uns die kleine Hexe anrichtet.“

Anton war vor Schrecken bleich geworden. „Wir müssen rasch und entschieden handeln,“ sagte er mit seiner gewohnten Ruhe. „Vor allen Dingen müssen wir erforschen, ob Raimund von den Zigeunern das Geheimniß seiner Geburt erfahren hat, und danach unsere Maßregeln nehmen. Jedenfalls müssen wir die kleine schöne Zigeunerin uns unschädlich machen, sei es, auf welche Weise es wolle. Zigeunerwitz soll wahrlich nicht durch die Pläne der Fugger fahren. Bis morgen muß Alles wieder in Ordnung sein. Regina wird sich leicht versöhnen lassen.“

Bübenhoven lächelte ungläubig und betrachtete einen Augenblick den zu den äußersten Gewaltmaßregeln so schnell entschlossnen Anton verwundert und mit leichtem stillen Kopfschütteln.

9.

Der Plan der Königin Maria.

Bei der alten Karracha fand Anton Fugger mit einer schweren Geldbörse leicht Eingang und Gehör und viel weniger Widerstand, als er erwartet hatte. Sie und Zaroya versprachen dem reichen Manne, den Minnehandel zwischen Raimund Mohr und Karlotten nicht mehr zu dulden und mit einer guten Entschädigung Fuggers Augsburg in einigen Tagen zu verlassen. Bis dahin sollte das Mädchen in ihrem Versteck im Katharinenkloster bleiben. Damit schien dem sehr verständigen Anton die Sache abgemacht. Mit Raimund Mohr und Katharina Turzo hoffte er noch viel leichter fertig zu werden oder eigentlich schon fertig zu sein. Aber bei Reginen stieß er zuerst auf hartnäckigen Widerstand. Sie erklärte ihm auf das Entschiedenste, daß sie weder Raimunds, noch eines andern Mannes Weib werden wolle, sondern eine Nonne, und all sein Bitten und Drohen, seine Versprechungen und Ueberredungskünste richteten nichts bei ihr aus. Sie zu zwingen hatte er weder Recht noch Gewalt; denn die alte Sibylle, über den Vorfall noch kränker geworden, trat auf des Mädchens Seite und schnitt dadurch mit einem Male alle weitern Operationen ab. Es blieb den beiden Brüdern nichts weiter übrig als einen Eilboten nach Kremnitz zu schicken, um Regina's Aeltern für sich zu gewinnen.

Mit Raimund Mohr war auch nicht viel anzufangen. Er befand sich in einer so exaltirten Stimmung, daß er bald trostlos weinte, bald sich und sein Schicksal verfluchte, bald hoch und theuer schwur, er müsse und werde mit dem Kaiser in den ungarischen Krieg ziehen; denn es sei seine heiligste Pflicht für sein Vaterland zu kämpfen und zu

fallen; sich mit Reginen zu vermählen halte er aber für Sünde; denn er liebe sie nur als Schwester. Aus diesen verworrenen Aeußerungen ging indessen ein Trost für die Fugger hervor, der Jüngling hatte von den Zigeunern, wie diese bereits heilig und theuer versichert, das Geheimniß seiner Abstammung nicht erfahren. So hofften sie denn von der Zeit, von den Nachrichten aus Kremnitz und von der persönlichen Einwirkung des Kaisers auf diese plötzlich getrübten Verhältnisse, die sie zu beanspruchen gedachten, noch immer das Gelingen ihres Planes.

Raimund Mohr erfuhr inzwischen vom Stallmeister Toni Karlottas Aufenthalt, und obgleich Anton die Verfügung getroffen hatte, daß das Zigeunermädchen kaum anders als Gefangne im Katharinenkloster gehalten wurde, so gelang es ihm doch durch die Hülfe der Schwester Barbara, die sich ihm stets gewogen gezeigt, Karlotten wissen zu lassen, daß nach dem Tode des Erzbischofs von Lüttich keinerlei Gefahr mehr für sie vorhanden sei. Karlotta langweilte sich über die Maßen in dem finstern einsamen Kloster unter den tristen Nonnen und sehnte sich in gleichem Grade nach ihrem Geliebten, nach dem sonnigen Sommer, nach dem bunten fröhlichen Menschengewühl auf den Straßen, wie nach ihren Stammgenossen und Spiel und Tanz. Nachdem sie so gute Botschaft von Raimunden erhalten, wollte sie fort zu ihm und zu ihren Leuten. Die von Anton Fugger gewonnene Priorin versuchte sie zurückzuhalten, das Mädchen schrie, rang die Hände verzweiflungsvoll und härmte sich ab, so daß die Schwestern Felicitas und Johanna Mitleid mit ihr hatten, und mit Hieronymus Fugger bei seinem nächsten Besuch über die gewaltsame und widerrechtliche Gefangenschaft der Zigeunerin sprachen. Dieser besprach sich mit Bübenhoven. Beide waren über Antons despotische Handlungsweise, die sie durchschauten, empört, und wie Hieronymus immer

der stille Antagonist seiner Vettern, namentlich des kalten klugen Spekulanten Anton gewesen war, so war ihm vorzüglich dessen Spekulation mit Raimund Mohr zuwider, und er freute sich sehr über das Mißlingen derselben. Bübenhoven hatte aber noch ein besonderes Interesse an dem lieblichen Zigeunermädchen: sie war seine Enkeltochter, und sein sanftes Dichterherz fühlte sich warm und innig zu ihr hingezogen. Beide Männer thaten die nöthigen Schritte, und Karlotta wurde noch denselben Tag in Freiheit gesetzt, da gar kein Grund vorhanden war, sie im Kloster zurückzuhalten. Kaum aber zeigte sich das Mädchen auf der Straße, als sie auch sogleich vom Volke umringt und mit Jubel begrüßt wurde. Die Menschenmenge häufte sich, jauchzte, jubelte und führte sie in Procession, wie eine Fürstin zu den Zigeunern, die eben auf den Weinmarkt vor Anton Fuggers Hause spielten und tanzten. Hier mußte Karlotta tanzen. Der Beifall stieg und wurde zum Sturm; es regnete Blumen auf sie und Geld auf den Teller der Einsammlerin. Hatte man das holde Mädchen erst schon überaus gern gesehen, so wurde sie nun rasch der Liebling des Volks, und Alles schwärmte für sie.

Der Grund davon lag nicht allein in ihrer Schönheit und in ihrem Tanze. Die große Masse war mit fanatischem Eifer der Kirchenreformation zugethan, und die Bevölkerung Augsburgs vorzüglich der Zwinglischen Lehre. Wenn sich Melanchthon oder ein andrer Reformator auf der Straße zeigte, wurde er vom Volke mit ehrerbietigem Jubel begrüßt und begleitet, kam ein Bischof oder gelehrter Mönch des Wegs, wurde er mit Zischen und Hohnreden empfangen. Die protestantischen Fürsten überhäufte das Volk mit lauten und stürmischen Beweisen der Ehrfurcht, Liebe und Bewunderung, am meisten den jungen körper- und geisteskräftigen Landgrafen von Hessen; gegen die katholischen äußerte es nicht selten sein Mißfallen; den

Kaiser und den König Ferdinand ließ es stumm vorüberziehen; der Königin Maria huldigte es dagegen auf alle nur erdenkliche Weise. Dem stolzen und brutalen Erzbischof von Lüttich hatte die Menge ihren Haß nicht verhehlt. Nun hatte sich gleich nach dem plötzlichen Tode dieses widerwärtigen geistlichen Herrn das mannichfach variirte Gerücht verbreitet: er habe das schöne Zigeunermädchen rauben lassen, um sie zu seiner Kebse zu machen, sie habe ihm aber durch ihre Zauberkünste den Tod dafür eingeschenkt. Andre erzählten: die Knechte des Erzbischofs hätten gesehen, wie sich die Zigeunerin plötzlich in eine Teuflin verwandelt und ihren Herrn mit der Berührung ihrer glühenden Hand getödtet. Dem großen Haufen war das anfangs ziemlich gleich; ihm genügte, daß Karlotta dem Erzbischof nach Verdienst gelohnt. Daher das allgemeine und große Interesse an ihr. Dieses wurde dadurch noch erhöht, daß man erfuhr, sie liebe den schönen Ungar und werde von ihm geliebt, und dadurch sei dessen Verbindung mit der Base der Fugger rückgängig geworden. Waren doch die beiden Brüder Fugger nichts weniger als beliebt in Augsburg. Ihr hochmüthiges Zuhalten zu Kaiser und Papst hatte sie um die Volksgunst gebracht, wenn nicht gar sie verhaßt gemacht, und man gönnte ihnen den Streich, den die Zigeunerin ihnen gespielt.

Diese Dinge wurden in der dichtgedrängten Menge von Mund zu Mund besprochen, während Karlotta mit bezaubernder Anmuth, wie noch nie, ihre Tänze auf dem Weinmarkt ausführte.

Der Kaiser befand sich eben bei seiner Schwester und sie unterhielten ein merkwürdiges Zwiegespräch. Maria, von der herannahenden Hochzeit ihres schönen Günstlings und des sanften Ungarmädchen zu einem Entschluß gedrängt (von den Vorfällen zwischen Raimund Mohr und Regina Turzo hatte sie keine Kunde erhalten), hatte die

heitre Laune, welche ihr kaiserlicher Bruder diesmal zu ihr gebracht, benutzt, um geschickt auf ihr Ziel loszusteuern. Sie mußte die Hochzeit hintertreiben; dazu mußte sie mit der Farbe herausgehen. Sie that es mit großer Schlauheit.

„Ich habe gestern einen besondern Genuß gehabt," begann sie vorsichtig. „Ferdinand hat Annen und mir spanische und maurische Geschichten erzählt. Dann ist er jedesmal liebenswürdig. Er lebt und webt darin; es sind die Eindrücke seiner Jugend, und er ist doch ganz und gar ein Spanier und wird es bleiben; niemals wird er ein Ungar, ein Böhme! oder gar ein Deutscher werden."

„Geht es mir anders?" lächelte der Kaiser. „Und ich bin doch mit dir in den Niederlanden aufgewachsen, und unsre liebe Erzieherin, Tante Gretchen, ist doch eine ächte Deutsche. Aber Spanien ist ein wunderbares Land, wie es kein zweites gibt; es thut's Jedem an, den seine Sonne bescheint, und Keiner, der dort lebt, wird sich den mächtigen Einflüssen, die auf ihn eindringen, entziehen können, am wenigsten der König des Landes, oder der Königssohn. Wer nun vollends dort geboren wurde und aufwuchs, wie Ferdinand! Der Zauber Spaniens muß ihn beherrschen sein Lebelang. Nicht vergebens hat ein in allen seinen Verhältnissen so eigenthümliches Volk, wie die Mauren, dort achthundert Jahre gelebt und seine Blüthen entfaltet. Trotz des Christenthums ist Spanien maurisch in Sitte und Lebensgewohnheit, und man wird bei jedem Schritte an jenes außerordentliche Volk erinnert. Nirgend aber wirkt dieser Zauber mächtiger als in Granada und seiner herrlichen Königsburg der Alhambra. Ganz Deutschland vermag nichts auch nur entfernt Aehnliches zu bieten."

„Dasselbe sagte auch Ferdinand. Und ich war niemals in diesem Wunderlande, wohin mich schon so oft die stärkste Sehnsucht meiner Brust zog und jetzt — ich gestehe

es — mächtiger und unwiderstehlicher als je. Ja, sie zieht mich nicht nur nach dem Lande, sie zieht mich noch mehr nach der unglücklichen Königin, die uns geboren hat, und die ich nur mit den Augen eines einjährigen Kindes gesehen. Es hat mich oft mit bittrer Wehmuth erfüllt, daß ich stets fern von der armen Geisteskranken war, daß sie mich nicht kennt und ich sie nicht, die doch der Liebe und Pflege ihrer Töchter so sehr bedarf."

„Du sollst sie sehen und pflegen; du sollst die stolzen spanischen Städte sehen und die herrlichen maurischen Städte Kordova und Granada, du sollst mit mir in der Alhambra wohnen, und kommst mit deinem Wunsche nur dem meinigen zuvor," sprach Karl mit ungewöhnlicher Wärme. „Du gehst mit mir nach Spanien; wir trennen uns nicht wieder, meine liebe Maria."

So zärtlich hatte er noch nicht zu ihr gesprochen; die überraschte Königin erröthete unwillkürlich vor dem Ausdruck seines Auges.

„Aber deine ketzerischen Gelüste mußt du in dem trüben kalten Deutschland zurücklassen," setzte er fein lächelnd hinzu. „Sie taugen nicht für das helle warme Spanien. Dort würden Luther und Zwingli, Melanchthon und Oekolampadius und alle die hochweisen Herrn, die mit ihnen laufen, von der heiligen Hermandad eingefangen und vom Inquisitionsgericht in einem prächtigen Auto-da-fé verbrannt werden."

Ein leichter Schauder lief durch die Glieder der Königin und überhauchte ihr edel schönes Gesicht mit einer augenblicklichen Blässe. Doch ihre Gedanken kehrten schnell zu dem frühern lockenden Bilde in ihrer Seele zurück, und sie flüsterte: „Ja, auf der Alhambra möchte ich wohnen! Welch ein Genuß, von der Generalife aus die blühende Veja zu überschauen und in den Lusthainen der Sultaninnen zu wandeln. Diese maurischen Königinnen waren doch

glücklicher als wir. Ferdinand hat mir ein reizendes Bild von ihrem Leben entworfen; es floß ihnen wie ein bunter schöner Traum dahin.“

„Dafür ist ihnen der Himmel verschlossen, dessen nur gläubige Christen theilhaftig werden,“ entgegnete der Kaiser ernster.

„Ich wollte, ich wäre ein Mann!“ seufzte Maria. „Ich ließe mich von dir zum Vicekönig von Granada machen.“

„Wunderlicher Einfall!“ lachte der Kaiser.

„Man hat mir gesagt, es leben noch Nachkommen des granadischen Sultansgeschlechtes, und sie hätten sich zum Christenthum bekehrt.“

„Ein solcher Königsenkel, wenn auch nicht aus dem Stamme der Könige von Granada, wurde voriges Jahr in Valencia entdeckt. Er war lange als der geheime König der Mauren verehrt worden, und seine Absicht war, sich sogleich nach meiner Abreise nach Italien zu empören.“

„Und was war sein Schicksal?“

„Er wurde mit seinem ganzen Stamme und Anhange niedergehauen. Nur die äußerste Strenge frommt diesem unruhigen Volke. Ich werde keinen Bekenner des Koran in Spanien dulden. Im Königreich Valencia lebten noch gegen dreißigtausend maurische Familien, während nicht viel über zwanzigtausend christliche vorhanden waren. Nach dem Siege von Pavia fühlte ich mich aus Dankbarkeit gegen Gott verpflichtet, die Feinde Gottes unter meiner Krone zu Christi Heil zu bekehren. Die Mauren widersetzten sich mit bewaffneter Hand. Es kam zum Krieg zwischen mir und ihnen. Sie warfen sich in die Sierra Espada, aber die deutschen Landsknechte, die mir nach Spanien gefolgt waren, suchten sie dort auf und bekehrten sie schnell zum Christenthum. Die Moscheen wurden in Kirchen verwandelt, und die heilige Inquisition nahm

die Neugetauften in ihre strenge Obhut. Man muß sie zu ihrem ewigen Heile zwingen; sie sind wie störrische Kinder.“

Die junge gefühlvolle Königin war wieder erblaßt. Es graußte ihr vor dem Glaubenseifer ihres Bruders. „Ich sprach nur von den Nachkommen der Könige von Granada,“ fuhr sie nach einigen Augenblicken ängstlichen Schweigens fort. „Noch soll Don Alfonzo de Granada leben, ein fürstlicher Sproß jenes Hauses.“

„Was weißt du von ihm? Wo lebt er? Wer sagte dir von ihm? Wer nannte dir diesen Namen?“ fragte der Kaiser emporfahrend mit ungewöhnlicher Hast und Erregtheit.

„Ich weiß nicht, wer mir von ihm sagte, ich weiß nicht, wo er lebt,“ versetzte Maria fast erschrocken. „Ich glaube, Ferdinand hat mir von ihm erzählt.“ — Zögernd und lauernd fügte sie hinzu: „Wenn er nun noch lebte oder ein Sohn von ihm, und er oder dieser Sohn wäre ein guter Christ und dir treu ergeben: würdest du den Einen oder den Andern zum Vicekönig von Granada erheben?“

„Seltsame Frage! Ich glaube selbst, ich wäre nicht abgeneigt dazu, obgleich ich keinem Abkömmling der Mauren traue, und wenn er noch ein bessrer Christ scheint. Die Gründe, weshalb ich dennoch vielleicht einen solchen Versuch wagte, erlaß mir. Sie beziehen sich auf unsern Vater. Merkwürdiger Weise habe ich mich in diesen Tagen und in diesem Hause mit jenem Alfonzo de Granada beschäftigt, um Näheres über ihn zu erkunden. — Sollte deine Frage —“ er sprach den Satz nicht aus und schwieg in Nachdenken versinkend.

„Und wenn ein solcher Vicekönig von Granada um meine Hand würbe,“ fuhr Maria mit leise bebender Stimme fort, „würdest du sie ihm gewähren?“

Ueberrascht blickte sie der Kaiser an, als wollte er in

ihrer Seele forschen. „Maria!" rief er endlich und der Ton seiner Stimme klang fast schmerzlich. „Was ist das? Was bedeuten diese seltsamen Fragen? — Maria, ich gönne dich keinem Manne."

Damit war denn das Geheimniß seines Herzens, vielleicht ihm selbst ein solches bis zu diesem Augenblick, klar ausgesprochen. Mit Thränen in den Augen küßte ihn die Königin auf die Wange; er aber heftete seine Lippen einen Augenblick auf ihren süßgeschwellten Mund. Es war nicht der Kuß eines Bruders, den er ihr gab.

In diesem Augenblicke erschallte tausendstimmiger Jubelruf vom Markte herauf. Der Kaiser zuckte auf; er glaubte, ihm gelte dies stürmische Jauchzen. Verwundert trat er mit der Königin ans Fenster. Schon seit Wochen war er der jubelnden Begrüßung des Volks in Augsburg nicht mehr gewohnt. Mit Ueberraschung erblickte er die zarte Silphengestalt der Tänzerin im Kreise, den das jubelnde Volk um sie geschlossen, und ward seines Irrthums inne. Ein paar Augenblicke lang stieg eine dunkle Röthe in sein feines blasses Gesicht, und mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte er die anmuthigen Bewegungen der tanzenden Zigeunerin. Die lebhafte Königin wurde durch das Schauspiel sehr ergötzt; sie liebte das Volk, weil sie von ihm geliebt wurde, und sie sah eine solche Massenanhäufung stets gern. Aber plötzlich stieß sie einen kurzen und gedämpften Schrei aus und erblaßte.

Ein junger vornehm gekleideter Mann hatte sich aus dem Hause stürzend, mit kräftigen Armen einen Weg durch die Menge gebahnt, war in den Kreis geeilt und hatte die Tänzerin umarmt und geküßt. Beifallsjauchzen des Volks war dieser improvisirten Scene gefolgt. Die Königin hatte Raimund Mohren erkannt. Ebenso der Kaiser. Er warf einen scharfen forschenden Blick auf die bestürzte Schwester, und sie senkte verlegen das Auge vor diesem

Blick. Der Blässe folgte eben so schnell Purpurglut in ihrem Gesicht. Karl kniff die Lippen fest zusammen, stets ein Zeichen seiner innern Erregtheit. „Ist dieser hübsche Bursche vielleicht ein Sohn des Don Alfonzo de Granada?" fragte er nach einigen Minuten peinlichen Schweigens.

„Ich glaube, Ew. Majestät besitzt etwas Sehergabe," versetzte Maria trotzig.

„Er sieht schon aus, wie ein maurischer Prinz und hat Wohlgefallen an schönen Landsmänninnen, wie wir eben gesehen haben," lachte der Kaiser bitter. Die Königin schwieg schmollend; der Kaiser empfahl sich mit kurzem Abschiedsgruße und verfügte sich in seine geheime Kanzlei, wohin er Anton Fuggern bescheiden ließ.

Dieser hatte aus einem andern Fenster des Hauses die ärgerliche Scene zwischen Raimund Mohr und der Zigeunerin mit angesehen und erwartete die Rückkehr des Jünglings, um ihn tüchtig ins Gebet zu nehmen, als ihn der Page des Kaisers in die Kanzlei rief.

Die Königin Maria war so unmuthig, daß sie in Thränen ausbrach. Ihr kleiner Kopf kreiste mit allerlei Racheplänen, aber sie waren weit mehr gegen die schöne Zigeunerin, als gegen ihren Liebling gerichtet, obgleich auch er bestraft werden sollte. Eh noch der Tag sich neigte, hatte sie von einer ihrer Kammerfrauen Raimunds Minnehandel mit Karlotten und das daraus hervorgegangene Zerwürfniß mit seiner Braut erfahren. Mißmuthig befahl die Königin ihren Zelter und ritt nur von einem Kämmerling begleitet, ins Freie. Spät kam sie mit einem Entschluß zurück: die Zigeunerin sollte entfernt und der Kaiser genöthigt werden, Raimunden zum Vicekönig von Granada zu erheben.

10.

Zwiefacher Verrath und Scheinflucht.

Martin widerstand weniger seiner eignen Natur, als seiner Mutter, wenn er die nächtlichen Besuche Raimunds bei der Königin Maria zu seinem Vortheil zu benutzen suchte. Da hielt er vorsichtig in dem verlassnen Zimmer Wache, zündete eine Diebslaterne an und öffnete mit einem Nachschlüssel, den er sich verschafft, den Schrein, in welchem die Scripturen verschlossen waren, durchlas sie und zog sich Notizen heraus. Da er nun wahrnahm, daß auch die Königin Maria keine Anstalt machte, ihn dem Ziele seiner Wünsche näher zu führen, ja, als er sich auch von ihr mit nicht zu verbergender Kälte behandelt sah, und endlich, als er erfuhr, daß Regina fest entschlossen sei, den Nonnenschleier zu nehmen, daß also nirgends von ihm die Rede war, da gewann seine Mutter ihren ganzen Einfluß wieder über ihn, oder vielmehr das eigne böse Princip in ihm, daß ihm nur aus ihr bewältigend entgegen trat, erhielt tückisch und rachelechzend unbeschränkte Herrschaft über seine Seele. Während er auf der einen Seite noch an dem Plane festhielt, durch die Königin zu reussiren, theilte er auf der andern seiner Mutter die im Schoße der Nacht gesammelten Notizen, so weit er es für gut fand, mit. Darunter befand sich auch ein Verzeichniß der ungarischen Magnaten, welche es insgeheim mit dem König Ferdinand und dem Kaiser hielten, nebst Auszügen aus ihren Briefen an beide und aus verschiedenen Plänen, wie Ferdinand wieder zum Besitz von ganz Ungarn gelangen könnte. Diese Dinge waren Eleonoren natürlich von großer Wichtigkeit, sie schrieb einen Brief an den Woiwoden oder jetzigen König Johann und verrieth darin Namen und

Pläne. Ein aus Ungarn gebürtiger Zigeuner bei der Bande ward von ihr gewonnen, den Brief zu bestellen. Aber, wie schlau und heimlich sie auch Alles angelegt, sie ward doch überlistet.

Der alte Antonio Cebes hatte sich geschickt vor ihr zu verbergen gewußt, aber er hatte sie jede Stunde bei Tage und bei Nacht beobachten lassen, und die Zigeuner, von denen sie umgeben war, standen in seinem Solde und hielten zu ihm, ihrem Stammgenossen, mit Nationalsympathie und Treue, während sie nichts an die fremde Abenteuerin fesselte. Der Bote, welchen Eleonore an den Woiwoden geschickt, wanderte zwar nach Ungarn, aber er hatte ihren Brief erst an den alten Cebes abgeliefert. Von diesem gelangte das Geschrift noch an demselben Tage in die Hände des Königs Ferdinand und des Kaisers. Der Letztere gerieth darüber in großen Zorn, indem er durch dieses Dokument die Ueberzeugung erhielt, daß all seine Vorsicht vergebens gewesen war und selbst im Fuggerschen Hause der Verrath ihn umgeben habe. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, begab er sich selbst in gewohnter Weise dorthin, um Anton Fuggern die unangenehme Erfahrung mitzutheilen und mit demselben die geheimen Maßregeln gegen Raimund — denn diesen hielt er natürlich für den Verräther — zu berathen. Zu dieser Vorsicht wurde er dadurch bestimmt, daß er von Anton Fugger über Raimund Mohrs Abstammung das Ausführliche erfahren hatte. Er fühlte sich nach dem letzten Befehl seines Vaters dem jungen Menschen selbst dann noch verpflichtet, wenn dieser wirklich den Verrath begangen; er vermuthete, daß derselbe nicht allein stehen, sondern einer Verschwörung angehören möchte, die er, der Kaiser, gern ganz entdeckt hätte, und auf keinen Fall wollte er in dieser Sache etwas ohne den treuen, umsichtigen und ruhigen Anton unternehmen. Aber er fand ihn nicht zu

Hause und begab sich, um ihn abzuwarten, zu seiner Schwester. Noch hatte er nicht wieder mit Marien gesprochen; er wußte also nicht, auf welchem Wege sie hinter das Geheimniß von Raimund Mohrs Geburt gekommen war, da dieser selbst es durchaus nicht kannte. Obgleich er nun seit der letzten Unterredung mit der Königin ihr grollte, so trieben doch seine tiefgewurzelte Neigung zu ihr und die Furcht, sie in irgend einer Weise blosgestellt zu sehen, ihn jetzt dazu, ihr hinsichtlich des erfahrenen Verraths Mittheilungen zu machen und seine Beschuldigung Raimunds unverhohlen auszusprechen. Vielleicht hatte er dabei auch die geheime Absicht, die Neigung der Königin für den schönen Abkömmling der Könige von Granada, die sie ihm verrathen, zu ersticken. Aber seine Erzählung des Vorfalls brachte eine ganz andre Wirkung in Marien hervor. Sobald sie erfahren hatte, daß der aufgefangne Brief von der gefährlichen Eleonore geschrieben sei und diese sich heimlich in Augsburg aufhalte, entdeckte ihr Scharfsinn im Nu den Verräther und den Hergang des Verraths. Sie verbarg ihre Bestürzung. Es galt, rasch zu handeln, um einer Entdeckung ihres wahren Verhältnisses zu Martin und Raimund zuvorzukommen. Sie ersuchte den Kaiser mit erkünstelter Ruhe den jungen Mann nicht eher zu beschuldigen, als bis die Sache genau untersucht sei. Während sie sprach und sich gleichgültig für die Sache anstellte, übersah sie den sehr beunruhigenden Kollisionsfall, in welchen sie durch diese Entdeckung verwickelt worden war. Ihr eignes Interesse gebot ihr, Martinen von der ihm und seiner Mutter drohenden Gefahr so schnell als möglich zu unterrichten und beide durch thätige Hülfe der Gewalt und der Strafe zu entziehen, um von Martin, an dem, wie sie sich gestehen mußte, sie nichts Bessres verdient, nicht blosgestellt und in den bösen Handel selbst verwickelt zu werden. Der Kaiser mußte näm-

lich in diesem Falle ihre leidenschaftliche Liebe zu Raimund, ihre Zusammenkünfte mit ihm, ihre Pläne mit ihm und die Art, wie sie sich Martins dazu bedient, erfahren, und das Scheitern dieser Pläne und seine Ungnade waren dann unvermeidlich. Entzog sie sich aber diesen Entdeckungen dadurch, daß sie Martin und seine Mutter fortschaffte, so war damit auch das Mittel unmöglich geworden, Raimunds Unschuld an den Tag zu bringen, und sie sah ihre Pläne dadurch ebenfalls bedroht. Es kam noch hinzu, daß sie bereits Schritte gegen das Zigeunermädchen gethan hatte. Schon hatte sie gegen den ihr ergebenen Stadthauptmann Sebastian Schärtlin den Wunsch ausgesprochen, daß auf die gefährliche Hexe gefahndet werden möchte. Aus ganz anderm Grunde hatte Anton Fugger dasselbe Verlangen gestellt. Ihre Leidenschaft für Raimund hatte eine Höhe erreicht, wo sie auf nichts Rücksicht nahm, um den Jüngling für sich zu gewinnen und den Königsthron von Granada mit ihm zu theilen.

Als nun Anton Fugger nach Hause zurückgekehrt und der Kaiser mit ihm in das Kabinet gegangen war, wählte Maria mit Entschlossenheit unter den beiden Uebeln dasjenige, welches ihr als das geringere erschien und wodurch sie selbst sich vor der Entdeckung zu schützen vermeinte. Sie hoffte, da sie Raimund für den Augenblick preisgeben mußte, ihn später, sobald nur Martin und Eleonore glücklich entkommen seien, doch zu retten, seine Unschuld darzuthun und Martins Schuld zu beweisen. Sie ließ also Martin heimlich in ihr Kloset rufen.

„Unglückseliger!" redete sie ihn an, „welch ein Dämon hat Euch getrieben, alle meine Bemühungen, Euer Glück zu begründen, so hochverrätherisch zu vernichten! Ihr sucht von des Kaisers Gnade ein glänzendes Lebensloos zu erlangen und verrathet verbrecherisch den Kaiser an Euere böse Mutter, seine Feindin! Ihr beansprucht

von uns Geschwisterliebe und betrügt uns Alle auf die gemeinste und spitzbübischste Weise. Wißt denn, Euere Ränke sind entdeckt, Euer Verbrechen ist an den Tag gekommen. Der Kaiser weiß bereits, daß Ihr Nachts seine Papiere im Hause durchforscht, der Brief, welchen Euere Mutter an den Woiwoden geschrieben, und worin die Magnaten genannt sind, die ihrem rechtmäßigen König ergeben sind und mit dem Kaiser in Verbindung stehen, er ist in seiner Hand, ein furchtbarer Beweis Eueres Verbrechens. Dankt es dem Interesse, welches ich an Euch nehme, daß ich Euch rette und dem ungemessnen Zorne des Kaisers entziehe. Hier habt Ihr meine Börse. Entfernt Euch schleunigst mit Euerer Mutter aus der Stadt. Ehe eine Stunde vergangen sein wird, werden Verhaftbefehle gegen sie und Euch gegeben sein. Der Kaiser weiß bereits, daß sie sich bei den Zigeunern aufhält. Ihr begreift, daß ihr beide verloren seid, wenn ihr in die Hände der strafenden Gerechtigkeit fallt. Thut mir geheime Meldung, wenn Ihr in Sicherheit seid; ich werde Euch ferner noch zu nützen suchen."

Martin hatte mit sprachlosem Schrecken die Hiobspost vernommen. Er begriff, daß Alles für ihn verloren sei, wenn er nicht schleunigst den Rath der Königin befolge. Nur wie ein Blitz zuckte der Gedanke durch seinen Kopf, seine Schuld auf Raimund zu schieben und sich hinter die Schuld der Königin, als ihr Vertrauter, den sie nicht fallen lassen dürfe, zu verstecken; aber er sah eben so schnell ein, daß ihm das nichts helfen werde, da der Brief seiner Mutter gegen ihn zeugte und er sich durch neue Treulosigkeit auch den Haß der Königin zuziehen würde. Ueberdies hatte er erst heute in einer Unterredung mit Reginen den letzten Schimmer von Hoffnung auf ihren Besitz verloren. Den Rath der Königin zu befolgen, war wirklich das Einzige, was ihm übrig blieb. Er empfahl sich also

kurz, um die schleunigsten Vorkehrungen zu seiner Flucht zu treffen. Er war damit bald fertig; denn furchtsam und feige, wie er war, wagte er weder, sich irgend noch im Hause aufzuhalten, oder etwas von seinem Gepäck mitzunehmen. Er steckte also nur Geld und Papiere in seine Taschen. Als er eben aus dem Hause hinausschreiten wollte, begegnete ihm Raimund. Mit einem hämischen Lächeln zog er ihn bei Seite. „Der Augenblick ist gekommen," flüsterte er ihm zu, „wo ich dir das Geheimniß deiner Geburt entdecken kann. Wisse denn, du bist der einzige Sohn des maurischen Fürsten Alnahar, der als Christ den Namen Don Alfonzo de Granada führte. Dein Vater lebt in Algier bei dem Dei Chair-Eddin Barbarossa. Deine Mutter war eine französische Prinzessin, Luise von Maine, aus dem Hause Anjou, das Neapel und Ungarn Könige gegeben. Sie war die Jugendfreundin der Erzherzogin Margaretha von Oestreich und die erste Geliebte ihres Bruders, des Erzherzogs Philipp, m e i n e s Vaters und des Kaisers Vaters. Denn i ch bin ein Sohn Philipps, so gut wie der Kaiser und der König von Böhmen. Du aber bist der rechtmäßige Erbe der Königskrone von Granada, welche die spanischen Könige deinem Hause gestohlen. Hätte die schlaue Politik des Kaisers Maximilian nicht deine Mutter und meinen Vater gewaltsam getrennt, so wäre sie sein Weib geworden und nicht jene spanische Juana, an die er ohne Liebe geschmiedet wurde, und du wärst Philipps ältester Sohn, du wärst jetzt deutscher Kaiser. Noch mehr und von der andern Seite: Die spanische Juana liebte deinen Vater, den Don Alfonzo de Granada, und hätte die treulose Politik ihrer Aeltern, des ränkevollen Königs Ferdinand und der schlauen Königin Isabella, sie nicht von einander gerissen zu Aller Unglück, so wärst du Juanas ältester Sohn und jetzt König von Spanien. So bist du von die-

sen Kaisern und Königen um die Kronen betrogen, ja, selbst die, welche dir nach göttlichen und menschlichen Rechten zukömmt, die Krone von Granada, sie ist im Besitz dieses glücklichen Karl, der dich zu seinem Schreiber braucht. Und die wackern Fugger haben treulich geholfen, dich zu belügen und zu betrügen und hätten dich gern zu einem Gliede ihres Hauses gemacht, um sich durch dich selbst zu heben. — Nun weißt du genug."

Raimund starrte den Sprecher wie ein Wahnsinniger an. „Alfonzo de Granada!" tönte es unwillkürlich von seinen bebenden bleichen Lippen. „Schrieb ich doch dieser Tage einen Brief des Kaisers an diesen Mann, worin er ihn einladet, nach Spanien zurückzukehren, wo er ihn in seine Güter und Würden wieder einzusetzen verspricht."

„Die geraubte Krone wird er ihm nicht zurückgeben," lachte Martin und wollte gehen.

Raimund hielt ihn krampfhaft am Arme zurück: „Weshalb wolltest du mich aus Kremnitz entführen und wohin? das eine sage mir noch."

„Ich war ein Bote der Gemahlin des Dei von Algier, die eine Verwandte deines Vaters ist. Chair-Eddin und Suleima, seine Gattin, wollten dich nach Granada führen mit Heeresmacht und dich auf den Thron deiner Väter setzen. Der Ring, den ich dir zeigte, war von Suleima; ich gab aber vor, er sei von deiner Mutter. Deine Mutter starb in Ungarn gleich nach deiner Geburt. — Ich war jahrelang in deines Vaters Gesellschaft. — Nun laß mich; ich habe ein dringendes Geschäft." Er schlüpfte aus der Thür und eilte in die Zigeunerherberge, wo er seine Mutter fand und ihr in ihrer Kammer athemlos mittheilte, was sich ereignet hatte. Eleonore begriff die Gefahr, in welcher sie schwebte, aber sie verlor die Ruhe der Besonnenheit nicht. Es war ihr nichts Ungewohntes sich in gefährlichen Lagen zu befinden. Ihre Pläne forderten ihren längern Aufenthalt

in Augsburg; denn noch war im Reichstag nichts entschieden, wie schroff auch die Parteien sich gegenüberstanden. Jeden Tag durfte man den Bruch erwarten, und schon hatte sich der Landgraf zum großen Verdruß des Kaisers heimlich entfernt. Eleonore konnte nicht eher gehen, bevor nicht die Entscheidung erfolgt war; der ganze Zweck ihrer Reise wäre vereitelt gewesen. Aber bei den Zigeunern war sie nicht eine Stunde mehr sicher; auch kam der Verrath offenbar von ihnen. Sie hatte schnell ihren Plan gemacht und schritt ohne Zaudern an seine Ausführung. Ohne Aufsehen verließ sie mit ihrem Sohne die Herberge; außer Karracha war kein Mitglied der Bande zugegen. Ebenso unbemerkt erreichten sie das Katharinenkloster, und nach einer Stunde hätte sie Niemand in den züchtigen Nonnenkleidern wiedererkannt, mit welchen sie die Schwester Barbara versehen hatte. Selbst unter dem dichten Schleier waren die verrätherischen Flecken in ihren Gesichtern geschickt zugeschminkt. Martin nahm sich als Nonne nicht übel aus. Die entlegenste Zelle nahm sie auf; sie waren geborgen. — Die Pförtnerin war durch ein reiches Geldgeschenk von Eleonoren gewonnen, ihr zu jeder Zeit in der Nacht Ein- und Ausgang zu gewähren. Die Klausur war ohnedies nicht streng und der Trubel des Reichstags gestattete noch Ausnahmen. Die Priorin war auch keine strenge Oberin und hatte den Freuden der Welt nur zum Schein entsagt. Die reformatorischen Ideen waren ihr nicht unbekannt geblieben, und die beiden fremden Nonnen, die als Flüchtlinge aus einem aufgehobenen Kloster in Sachsen galten, durften ihres Schutzes gewiß sein.

11.

Der geheimnißvolle Nachtwandler.

Raimund Mohr stand lange wie verzaubert. Ein jäher Blitzstrahl hatte die Wolken zerrissen, die ihn zeither umhüllt, aber sein Auge war davon geblendet, er vermochte sich in den neuen Verhältnissen nicht zu orientiren, sie nicht zu überschauen. Nur das eine Gefühl erfüllte ihn ganz mit maßlosem Groll und Bitterkeit, daß er betrogen, furchtbar betrogen sei, und daß diejenigen, welche er bislang für seine Wohlthäter gehalten, sich schmachvoll an ihm vergangen. Seine Liebe sprang in Haß über, und dieser ging viel zu weit, weil er eben unfähig war, die Verhältnisse richtig zu würdigen. Auch waren ihm nun plötzlich seine Natur und sein Wesen klar, die ihm zeither stets als ein seltsames Räthsel vor Augen gestanden hatten; er verstand den unbändigen Drang seiner Brust und die unerträgliche Unzufriedenheit mit seiner Beschäftigung, seiner Umgebung und seinem ganzen Leben. Am meisten empörte ihn gegen die Fugger, daß sie ihn mit Reginen hatten verbinden wollen, und er war in der wildesten Aufregung nahe daran, selbst sie, die Unschuldige, Edle, zu hassen. Dieser Haß wandte sich nicht minder gegen den Kaiser und die Königin Maria. Er fürchtete den Verstand zu verlieren und stürzte aus dem Hause; nur dunkel schwebte ihm der Gedanke vor, daß Karlotta allein im Stande sein möchte, den ihn durchrasenden Sturm zu beschwören, daß er nur bei ihr Ruhe und die Fähigkeit, seine Lage besonnen zu überschauen und einen Entschluß zu fassen, finden würde. Als er an die Herberge kam, tönte ihm ein herzzerreißendes Geschrei entgegen. Er erkannte Karlottens Stimme; ein Haufen Häscher führte sie eben

gefesselt heraus. Wie ein gereizter Löwe warf er sich auf die bewaffneten Männer, und sie wichen einen Augenblick seiner Wuth. Er hatte mit seinem Schwerte einige verwundet. Aber schnell sah er sich umringt, verwundet, von der Uebermacht überwältigt. Gefesselt, wie die Geliebte, wurde er mit ihr ins Gefängniß gebracht. Doch selbst dieses traurige Glück sollte er nur kurze Zeit genießen. Sein Vergehen und seine Gefangennahme war unverzüglich den Fuggern gemeldet worden, und sogleich langte der Befehl des Kaisers an, ihn in Anton Fuggers Haus abzuliefern. Hier wurde er in ein Zimmer gebracht und bewacht; denn er tobte, wie ein Rasender. — Nach einer Stunde wurde er vor den Kaiser und Anton Fugger geführt. Der Letztere nahm das Wort: ein schlimmer Verdacht hafte auf ihm, dem Kaiser die geschworne Treue gebrochen zu haben und zum Verräther der ihm anvertrauten Papiere geworden zu sein. Er las ihm Eleonorens Brief an den Woiwoden vor. Diese unerwartete Beschuldigung gab dem jungen Manne seine Besonnenheit wieder. Mit dem Ausdruck der äußersten Verachtung wies er sie zurück.

„Ich weiß nicht, wie der Verrath stattgefunden hat, aber ich habe ihn nicht begangen," erklärte er bestimmt.

„Es scheint, daß du dich von Martin van der Voort hast verführen lassen, ihm die Notizen zu geben, welche zu diesem Briefe benutzt sind," sagte Anton, „und sobald dieser nach Hause zurückgekehrt sein wird, wird er dir gegenübergestellt werden."

„Ich erwarte es," versetzte Raimund im Gefühl seiner Unschuld.

Der Kaiser verließ unbefriedigt und mißmuthig das Haus, nachdem er befohlen hatte, ihm zu melden, wann Martin und Eleonore verhaftet seien, wozu der Befehl an die Häscher bereits gegeben war. Als ihm am folgenden Morgen angezeigt wurde, daß weder Martin in das Fug-

gersche Haus, noch Eleonore in die Zigeunerherberge zurückgekehrt seien, steigerte sich seine üble Laune, und er gab die strengsten Befehle zu ihrer Haft. Aber er mußte sich bald überzeugen, daß sie entflohen seien. Wer hatte sie gewarnt? Diese Frage beschäftigte ihn stundenlang und oft drängte sich ihm die Antwort auf: „die Königin Maria.“

Mit Unwillen stieß er sie von sich und nahm lieber an, daß die Entflohenen von dem Zigeunerboten, welchem der Brief abgenommen worden war, hiervon benachrichtigt worden seien. Nichtsdestoweniger konnte er den Verdacht gegen die geliebte Schwester nicht los werden.

In diesen Zweifeln und quälenden Gedanken wurde ihm Anton Fugger gemeldet. Bleich und verstört trat der Geldfürst ein, so daß der Kaiser auf den ersten Blick wahrnahm, daß ihm etwas ungewöhnlich Unangenehmes begegnet sei. „Was ist geschehen, daß dich so erschreckt hat?“ fragte er selbst voll banger Besorgniß.

„Ich halte es für meine heiligste Pflicht,“ begann Anton zögernd, „Euerer Majestät nichts zu verschweigen, was sich in Bezug auf Euch und Euer Haus in dem meinigen ereignet. Ich muß deshalb ehrlich berichten was sich in der verwichenen Nacht zugetragen, so unangenehm Euch auch die Kunde sein mag. Wahrlich, mir ist sie es nicht minder.“

„Zur Sache! Ich kenne deine Treue,“ entgegnete Karl mit der wiedergewonnenen alten eisigen Ruhe.

„Ich hatte, eh' ich mich zur Nachtruhe begab, den beiden Wächtern Raimund Mohrs befohlen, mich zu wecken, wenn es dem Gefangenen einfallen sollte, irgend etwas Ungewöhnliches vorzunehmen. — Und ich wurde geweckt. Der Wächter berichtete, der Gefangene habe sich vom Lager erhoben und führe so seltsame Reden, daß daraus erhelle, er habe den Verstand verloren. Er schreie

fort und fort nach seiner geraubten Krone. Erschrocken begebe ich mich in sein Schlafgemach. An dem seltsamen vorsichtigen Tritt, an dem unheimlichen glanzlosen Blick des Jünglings erkenne ich sogleich, daß ich einen Nachtwandler vor mir habe. Er sieht weder mich, noch die Wächter. „„Karl!““ spricht er mit einer Stimme, vor deren Ton ich mich entsetze, „„gib mir meine Krone zurück! gib mir die Königskrone von Granada, die deine Vorfahren den meinigen vom Haupte gerissen haben. Ich bin der rechtmäßige König von Granada, nicht du. Du erdrückst mein armes Volk. Ich will und muß es wieder zu Ehren und Ansehen bringen. Bedenke: wären deine Vorfahren nicht grausam gewesen gegen ihre eignen Kinder, so wäre mein Vater der Gatte deiner Mutter geworden, und ich wäre der Erbe der spanischen Königskronen, oder meine Mutter wäre die Gattin deines Vaters geworden, und ich wäre jetzt Herr von Oestreich und der Niederlande und deutscher Kaiser. Darum sei gerecht und gib mir wenigstens die geraubte Krone zurück! — Du willst nicht? Du gehst! Ha! Ich will die schöne Königin, deine Schwester, zu meiner Hülfe aufrufen. Wir wollen uns gegen dich verbinden und dir die gestohlne Krone abzwingen.““

Fugger machte eine Pause, gleichsam als scheue er sich weiter zu erzählen. Der Kaiser hatte ihm ruhig und schweigend zugehört. „Wie mag er es erfahren haben?“ fragte er jetzt fast gleichgültig.

„Es ist mir unbegreiflich. Gestern wußte er es noch nicht.“

„Einerlei! Er weiß es nun, und er hätte es doch einmal erfahren. — Was geschah weiter?“

„Er zog einen Schlüssel aus der Tasche und verließ das Zimmer; ich leise ihm nach. So steigen wir die Treppe hinab und kommen zu den Thüren der Gemächer der Königin. Mit dem Schlüssel will er die Thür öffnen,

welche in das Schlafgemach Euerer königlichen Schwester führt. Entsetzen erfaßt mich. Mit kräftiger Hand weis' ich den Verwegenen zurück und zerr' ihn die Treppe hinauf. Er folgt mir willenlos. Schlaftrunken, träumerisch schaut er mich und die Wächter an; er weiß nicht, was mit ihm geschehen ist, und legt sich auf mein Geheiß wieder nieder. Die übrige Nacht verfloß ruhig."

„Und was ist aus dem Schlüssel geworden?" fragte der Kaiser.

„Er entfiel seiner Hand, ich hob ihn auf."

„Wohl! Deiner Verschwiegenheit bin ich gewiß. Ich ahnete schon, daß das Herz der Königin im heißen Minnerausch sich dem schönen Maurenprinzen zugewendet. Auch sie weiß, wer er ist, und durch sie wurde ich zuerst darauf gebracht, dich ernstlich über seine Herkunft zu befragen. Der Schlüssel bestätigt meine Ahnung als Gewißheit. Der Schlüssel soll mir als ihr Heilmittel von dieser Leidenschaft dienen. — Jetzt befolge genau, was ich dir sage. Den Schlüssel steckst du ihm heimlich wieder in das Wams und kündigst ihm die Freiheit an, doch laß seine Schritte genau überwachen. Mir aber bereitest du mit der größten Heimlichkeit ein Lager in deinem eignen Schlafgemach. Raimund soll ferner in der Kanzlei schlafen. Vorsichtig entfernst du alle Personen, die uns Nachts in den Weg kommen oder belauschen könnten. Niemand darf es ahnen, daß ich eine oder einige Nächte bei dir zubringe."

„Es soll Alles nach Euerer Majestät Befehl vollzogen werden."

Anton Fugger wurde in Gnaden entlassen.

Der Kämmerer meldete: ein paar Zigeunerinnen, wovon die Eine uralt sei, verlangten durchaus Seine Majestät zu sprechen; sie ließen sich nicht abweisen und bäten dringend in einer wichtigen Angelegenheit um Gehör.

„Führe sie herein!"

Karracha und Zaroya traten in das kaiserliche Gemach und ließen sich auf die Knie nieder, die Hände flehend emporgestreckt.

„Was begehrt Ihr von mir?“ fragte der Kaiser mit ungewöhnlicher Milde.

„Gnade und Freiheit für meine Enkelin Karlotta!“ rief Zaroya.

„Karlotta ist Sonaka's einziges Kind,“ sagte die alte Karracha mit Bedeutung, „Sonaka's, die in Bologna von der einstürzenden Gallerie erschlagen wurde. Sonaka hat nur einen Mann geliebt; sie hat sich nie von einem andern berühren lassen. Sie blieb ihrer ersten Liebe treu. Das kann ich vor Gott bezeugen. Und ihrem süßen Kinde gab sie den Namen seines Vaters.“

Ein mildes, fast verschämtes Lächeln flog über des Kaisers Züge und überhauchte sie mit einem Schimmer seiner verschwundenen Jugend. Plötzlich stand ihm ein reizendes Bild vor der Seele, wie ein schöner Traum.

„Warum hat Sonaka das dem Vater ihres Kindes nicht selbst gesagt, als sie noch lebte?“ fragte er dann mit einem leisen Anfluge von Wehmuth.

„O, weil sie stolz war, wie ich es bin!“ versetzte Zaroya. „Nie wollte sie, nie wollten wir von dem Vater Karlottas etwas begehren, was unsern Stolz verletzt hätte. Wir sind die Fürstinnen unsres Stammes. Sie war glücklich, daß sie einst von ihm geliebt worden war, und hätte sich dieses süße Glück selbst um den reichsten Preis nicht trüben lassen. Sonaka war eine edle Seele und ihres Geliebten würdig bis zu ihrer letzten Stunde.“

„Und ihre Liebe führte sie in den Tod,“ fügte Karracha hinzu. „Das hat auch ihr Geliebter erkannt; denn er erwies ihrer Leiche die Ehre eines Besuchs in stiller Mitternacht.“

„Weib, woher weißt du das?“ fragte der Kaiser über-

rascht und von schmerzlichen Erinnerungen ergriffen, so daß es feucht in seinen Augen schimmerte.

„Ich hielt die Todtenwache bei ihr und saß in einer Ecke des Stalles hinter einem Strohbündel, als die Todte den Besuch erhielt, der ihre aufopfernde Treue anerkannte.“

Der Kaiser winkte ihr, zu schweigen und wandte sich ab.

„Karlotta hat nichts verbrochen,“ weinte Zaroya; „sie ist unschuldig, wie ein Lamm und rein wie das Sonnenlicht.“

„Geht getrost,“ sprach Karl. „Eh der Abend kommt, ist sie frei. Im Katharinenkloster werde ich ihr zum Schutz für den fanatischen Pöbel eine Freistatt erbitten. Doch müßt Ihr sie in diesen Tagen still und schnell nach Spanien zurückführen. In Kordova werd' ich ihr die Wohnung bereiten lassen. Nicht ferner kann ich dulden, daß ihre Jugendblüthe auf Gassen und Plätzen den frechen Blicken des Pöbels ausgesetzt ist, eines Pöbels, der sie gestern vergötterte und heute als Zauberhexe verschreit und verfolgt. Meine Macht reichte nicht hin, sie gegen diesen Pöbel zu schützen. Bei meiner strengen Ahndung, sie soll nicht mehr auf den Straßen und in den Schenken tanzen, um Euern Seckel zu füllen! Ich werde Euch zu entschädigen wissen.“ Er winkte noch einmal, und die Zigeunerinnen verließen mit Danksagungen auf den Lippen das Gemach.

Der Kaiser sandte seinen Oberkämmerer zur Priorin des Katharinenklosters mit der Bitte, die kleine Zigeunerin noch einmal aufzunehmen und ihr für ein paar Tage eine Zelle zu geben, worin sie Abends ein Mann sprechen könne, ohne von den Nonnen bemerkt zu werden. Wie schlecht kannte der Kaiser die Frauen, vorzüglich die Frauen in den Klöstern! Der Oberkämmerer befahl der Priorin

die Sache als ein tiefes Geheimniß, und eine Stunde später wußten alle Nonnen, daß die schöne Zigeunerin auch dem sittenstrengen Kaiser das Herz gerührt habe, daß er sie ins Kloster bringen lassen und ihr hier Besuche machen werde. Ein Ereigniß von solcher Wichtigkeit hatten die Schwestern des Stifts der heiligen Katharina noch nicht erlebt, und es wurde natürlich in allen Zellen so heimlich und so eifrig als möglich besprochen. Wie manches Nönnchen beneidete im Herzen, während sie als strenge Sittenrichterin ihren Abscheu vor dieser unerhörten Entweihung des heiligen Hauses aussprach, die kleine Ziegeunerin! Wie hätte es nun anders kommen können, als daß die Priorin für Karlotten ein Gemach bestimmte, das aus einem sichern Versteck übersehen werden konnte!

Unterdessen war aber noch mehr geschehen, um dem Kaiser begreiflich zu machen, daß man einer Klosterfrau kein Herzensgeheimniß anvertrauen darf. Eleonore van der Voort hatte es vortrefflich verstanden, sich bei der etwas beschränkten Priorin in besondere Gunst zu setzen. Die in ihren Mauern seit dreißig Jahren hausende Frau lauschte mit Begierde auf die unterhaltenden Erzählungen von dem bunten und wunderlichen Treiben draußen in der Welt, und wer konnte wohl mehr und Seltsameres davon berichten, als die vielerfahrne Eleonore! Die Abenteuerin war in kurzer Frist die vertrauteste Freundin der neugierigen Oberin geworden, und sie war die Erste, welche das kaiserliche Geheimniß erfuhr. Eleonore hätte ihre Natur verläugnen müssen, wenn sie dasselbe nicht zu ihren Zwecken benutzt hätte. Es war noch nicht Mittag, als Martin, als alte Bäuerin verkleidet, Anton Fuggers Haus umschlich, für den Fall, daß er Raimunden nicht zu sprechen ermöglichen sollte, mit einem Briefe an ihn versehen, der den jungen Mann auf geheimnißvolle Weise in das Kloster beschied, wo ihm wichtige ihn betreffende Eröffnungen

gemacht werden sollten. Doch der Brief wurde entbehrlich.

Während dieses Vormittages verbreitete sich das Gerücht schnell durch die Straßen der Stadt, der schönen Zigeunerin werde der Prozeß gemacht und sie in wenigen Tagen als Hexe öffentlich verbrannt werden. Man erzählte, daß sie nicht nur den Erzbischof von Lüttich durch Zauberei umgebracht, auch den schönen Ungar im Fuggerschen Hause habe sie so behext, daß er den Verstand verloren und Nachts mit bösen Geistern verkehre. Allen Männern habe sie's angethan, und ihre Zauberkunst komme der des Doktor Faust gleich. Die abenteuerlichsten Geschichten davon wurden aufgetischt, und die Volksmasse freute sich kannibalisch auf ihre Hinrichtung. Das Gerücht drang auch in das Fuggersche Haus; es erreichte Raimund Mohrs Ohr, welcher kurz vorher durch Anton Fugger in Freiheit gesetzt worden war. Ein paar Augenblicke war er wie gelähmt vom Entsetzen, das plötzlich über ihn hereingestürzt war. Seine Züge waren entstellt, die Augen weit vorgetreten und mit Blut unterlaufen; sein Anblick fürchterlich. Dann schnellte er empor und rannte fort nach der Zigeunerherberge, wo er erfuhr, was der Kaiser den beiden Frauen zugesagt und verfügt hatte. Der Wechsel seiner Gefühle war so stark, daß er ihn fast niederwarf. Er brauchte Zeit um sich zu fassen.

Auf dem Heimwege dahinschlendernd dachte er eben darüber nach, wie er es anzustellen habe, um die Geliebte Abends im Kloster zu sehen und zu sprechen, als er sich am Aermel gezupft fühlte und eine alte Bäuerin vor sich sah, die ihn mit bedeutungsvoller Geberde in den Winkel eines Hofes zog, wo sie sich ihm als Martin zu erkennen gab. Wenige Worte desselben bestätigten dem staunenden Jüngling die kurz zuvor vernommene Kunde von Karlotta's bevorstehender Befreiung und Uebersiedelung in das St.

Katharinenkloster, aber der schlimme Nachsatz, daß sie der Kaiser diesen Abend dort heimlich besuchen werde, machten wiederum sein Blut fast erstarren. Also das war der Preis ihrer Befreiung! Er hätte in diesem Augenblick die ganze Menschheit umbringen mögen vor Wuth, Haß und Rache. Aber er wollte sich selbst überzeugen, und das gerade hatte Martin gewünscht. Der Plan dazu wurde schnell verabredet; dann schieden sie. Raimund todtenbleich und zitternd wankte nach Hause und verlebte bis zum Abend fürchterliche Stunden.

Er kam spät, dieser Abend, aber er kam doch, und Raimund, gut verkleidet, schlüpfte an Martins Hand, der ihn an der Pforte erwartet, in die kühle Klosterhalle. Eleonore warf ihm in einer dunklen Zelle das weite Gewand und den Schleier einer Nonne über, und so wurde er in das Versteck gebracht, wo er durch eins der unscheinbaren kleinen Löcher in dem Gesims der Wand Karlotten in der durch ein Licht erleuchteten Zelle erblicken konnte. Die andern Löcher wurden von der Priorin, Eleonoren und Martin besetzt. Eleonore flüsterte ihm zu: „Ihr mögt sehen, was Ihr wollt, faßt Euch; denn wenn Ihr durch einen Laut Euch und uns verrathen solltet, so seid Ihr des Todes!“

Er glaubte, es ohnedies zu sein; denn die Wuth drohete ihm die Brust zu zersprengen; er kam sich wie ein schwer Berauschter vor und mußte sich anhalten, um nicht umzusinken.

Die elfte Stunde ertönte vom Klosterthurme, als die Thür von Karlottas Zelle sich öffnete, und der Kaiser im Rock eines Hauptmanns der Schaarwache hereintrat. Karlotta schien ihn zu erkennen; sie verneigte sich tief und demüthig vor ihm. Karl sprach gütig zu ihr, aber in dem Versteck waren nur einzelne Worte zu verstehen. Raimunds Ohr erfaßte einige dieser Worte; der Kaiser nannte das

Mädchen „mein süßes geliebtes Kind!“ Sie fuhren dem Lauscher wie Dolchstöße durch die Seele. Er war gleichsam nur noch Auge und Ohr. Und er sah, mit welchem Wohlgefallen der Kaiser die Zigeunerin lange betrachtete, wie er ihr dann Wange und Kinn streichelte, endlich die Arme um sie schlang, sie zärtlich an die Brust drückte und ihr Küsse auf Mund, Stirn und Wangen gab. Und Karlotta erwiderte diese Küsse.

„Bring' mich fort; ich sterbe!“ flüsterte Raimund dem neben ihm stehenden Martin zu. Dieser faßte ihn rasch unter den Armen und zog ihn leise heraus in die frische Luft des Klosterhofs.

„Nicht du sollst sterben, Thor!“ raunte er ihm hier ins Ohr. „Der dir zu deiner Königskrone auch noch die Geliebte gestohlen, er hat den Tod von deiner Hand verdient. Ein Dolchstoß — und du bist gerächt. Wer hat schönere Gelegenheit dazu, als du?“ Damit führte er ihn auf die Straße und wünschte ihm mit teuflischem Hohne eine gute Nacht. Raimund wankte fort; er sah nicht die Sterne am Himmel, nicht die Häuser in den Straßen. Nur der Instinkt führte ihn in das Anton Fuggersche Haus, und todtmüde, wie an allen Gliedern zerschlagen, sank er auf sein Lager. Die Erlebnisse dieses Tages hatten endlich seine Kraft gebrochen.

Der Kaiser verfügte sich mit einem einzigen Begleiter aus dem Katharinenkloster ebenfalls in das Haus Anton Fuggers, wo er von dem Hausherrn erwartet und in ein Gemach geleitet wurde, welches an die Kanzlei stieß. Hier war für die beiden Männer das Lager bereitet. Nachdem sie sich überzeugt, daß Raimund Mohr im Nebenzimmer fest schlief, verkehrten sie noch lange im leise geführten Zwiegespräch. Die Kerze war verdeckt; der Mond goß sein volles Silberlicht durch die hohen Fenster und erhellte

die Gemächer auf seltsame geheimnißvolle Weise. Plötzlich hörten sie, wie Raimund sich erhob und sich ankleidete. Sie schlichen herzu und beobachteten ihn. Er suchte etwas in einer Spinde. Endlich zog er mit leisem unheimlichem Lachen einen Dolch hervor. „Du sollst das Herzblut des gekrönten Räubers schmecken!" flüsterte er hohl und schauerlich. „Maria soll mich zu ihm bringen. Sie muß! Ich zwinge sie. Sie hat mich so heiß geküßt, daß all mein Blut zu Feuer und Flamme geworden ist. Das soll ihn verzehren und sie. Und dann — meine Krone! meine Krone! Rufst du mich, mein Volk?! Ich höre, ich höre deinen sehnsüchtigen Ruf nach mir, deinem König. Geduld! ich komme! Ich komme!" Er zog den Schlüssel aus der Tasche und ging durch die Thür. Der Kaiser und Anton Fugger folgten vorsichtig. Raimund öffnete die in das Schlafzimmer der Königin führende Thür und trat hinein; Karl war ihm auf den Fersen und schlüpfte hinter den Vorhang des Bettes; Anton blieb an der Thüre stehen. Der Nachtwandler trat an das Bett der Königin und berührte die Schläferin; sie fuhr empor, umwallt von den weißen Nachtgewändern und der Fülle dunkler Locken, eine Lilie, die aus dem Blätterschmuck hervor ihren Kelch dem Mondstrahl zukehrt. „Raimund!" flüsterte sie süß und sehnsuchtsvoll und streckte die Arme nach ihm aus, „zwei Nächte hab' ich vergebens auf dich gewartet, und nun stürzest du nicht in meine Arme und läßt mich deine Küsse nicht trinken, nach denen ich schmachte. O du kennst die verzehrende Gluth der Liebe nicht! Wie stehst du so seltsam kalt vor mir, wie ein Nachtgespenst! Was hast du? mir graust vor dir!"

„Maria, ich liebe dich nicht mehr!" sagte der Nachtwandler in seinem schauerlichen Tone.

„Raimund! Welch ein fürchterliches Wort! Ich bin entsetzt davon. Solltest du wirklich — geisteskrank sein?

— Was willst du denn von mir, wenn du mich nicht mehr liebst?"

„Meine Krone! Die Königskrone von Granada!"

„Ha! so weißt du, daß du der Sohn des maurischen Königshauses bist?"

„Ich weiß Alles."

„Wohl, du sollst deine Krone haben. Aber besinne dich doch, Raimund! Welch ein Irrthum hat sich deines Geistes bemächtigt! Deiner Liebe, unsrer Liebe sollst du die Krone verdanken. Ich werde deine Königin, dein liebendes Weib sein."

„Du willst Karlotten verbrennen lassen, und der Kronenräuber hat sie mir geraubt. Das fordert Blut!"

„Raimund, um der heiligen Jungfrau willen! Die Angst, die mir aus deinen Worten erwächst, bringt mich um. — Himmel, was hast du in der Hand? Einen Dolch! Barmherziger Gott, willst du mich ermorden?"

„Nein! den Kaiser! Und du sollst mir helfen, daß das Eisen sein Herz nicht verfehlt!"

„All ihr Heiligen! Er ist wirklich wahnsinnig!" schrie die Königin auf und sprang empor, um zu fliehen. Der Kaiser vertrat ihr den Weg: „Bleib, Thörin, damit du die Früchte genießest, die du gesäet hast!" Maria stieß einen zweiten, noch furchtbarern Schrei aus und sank wie vernichtet in ihren Sessel.

„Bring uns Licht, Anton!" befahl der Kaiser kalt und ruhig dem an der Thüre stehenden Fugger. Nach ein paar im peinlichen Schweigen verstrichenen Minuten trat Anton mit zwei brennenden Kerzen herein. Der Schlafwandler stand wie ein Steinbild. Der Kaiser ergriff ihn am Arm und rief ihm zu: „Raimund Mohr!" Wie vom Blitz getroffen stürzte er nieder; der Dolch rollte am Boden hin.

Verächtlich stieß ihn der Kaiser mit dem Fuße an und

herrschte ihm zu: „Steh auf, Unglücklicher! Der Kaiser befiehlt es dir.“

Raimund erhob sich träumerisch bestürzt. Er schaute sich staunend um und erkannte seine Umgebung. Sein bleiches Gesicht zeigte das Gepräge des Schreckens, und er bedeckte es plötzlich mit beiden Händen.

„Was hast du hier zu schaffen? Rede!“ sprach der Kaiser ernst zu ihm.

Er schwieg. — Die Königin erhob sich fest und stolz: „Wenn es sich um sein Hiersein handelt, so bin ich die Schuldige. Aber mein Herz spricht mich frei. Ich liebe ihn; ich liebte ihn vom ersten Tage an, als er an den Hof nach Pesth kam. Stets hatte ich die Ahnung, daß er aus edlem Blute entsprossen sei, und als ich erfuhr, er sei ein Sohn des Königshauses von Granada, war ich entschlossen, seine Gattin zu werden. Wie ich ihn liebe — darüber kein Wort! Er ist meine erste Liebe, er wird meine einzige sein. Von der jämmerlichen Politik Maximilians — dem Gott vergeben möge! — an einen unreifen Knaben gekettet, hätte ich meine Jugend in Trauer und Leid verwelken sehen müssen, wäre Raimunds leuchtende Gestalt nicht zu mir getreten. Er hat meinem Leben Glanz und Frische gegeben. Jetzt entscheide, Kaiser Karl: soll er die Krone von Granada haben, die ihm gebührt, und mit ihr meine Hand, oder willst du ungerecht und grausam gegen uns Beide sein?“

„Was hast du zu dieser Erklärung zu sagen?“ wandte sich der Kaiser an Raimund. „Keine Lüge! Keine Heuchelei! Bei meinem schwersten Zorn!“

„Ich liebe nur Karlotten, die Zigeunerin.“

Die Königin verhüllte ihr Gesicht. Der Kaiser weidete sich einen Augenblick an ihrem Schmerz.

„Und was wolltest du mit diesem Dolche?“ Der Kaiser schleuderte die Waffe mit der Fußspitze zu Raimunds Füßen hin. Dieser zuckte schaudernd zusammen und schwieg.

„Unseliger!“ schrie ihn Anton an, „du hast deine innersten schwarzen Gedanken verrathen. Scheusal, den Frieden dieses Hauses mit dem gräßlichsten aller Verbrechen zu entweihen, mit dem Kaisermord, daran hast du gedacht. Ich fordere deinen Kopf vom Kaiser!“

„Der Kaiser gebe ihn Euch, und mir das Ende meiner Qual. Denn das Leben ist mir unerträglich. — Ihr aber, Kaiser und Fugger, krönt Euer gemeinschaftliches Werk, das Ihr an mir vollbracht habt, das Werk des Lugs und Trugs, krönt es mit meinem Morde!“

„Genug des Frevels, Elender! — Mein Kaiser, erlaubt, daß ich ihn zu schwerer Haft bringe und als sein Ankläger auftrete.“

„Thue, was dir recht dünkt!“ entgegnete Karl.

„Folge mir!“ — Fugger und Raimund verließen das Gemach.

Karl saß seiner Schwester schweigend gegenüber. Ein Gefühl, wie Schuld, lastete auf seiner Brust. —

In der Frühe des folgenden Morgens reiste die Königin Maria von Augsburg nach Prag, wohin sie vom Kaiser verwiesen war. Raimund Mohr lag im Kerker. Einen Tag später waren die Zigeuner aus der Stadt verschwunden. Auch Eleonore und Martin wurden hier nicht mehr gesehen; sie entkamen sicher nach Ungarn. Der Kaiser aber war düstrer und verschlossner als je.

12.

Thaten, Leiden und Abreise des Kaisers.

Auf dem Reichstage kam nichts zu Stande. Obgleich die von den katholischen Gelehrten und Bischöfen endlich dem Kaiser zu Genügen ausgefertigte Widerlegung der

protestantischen Konfession gar nichts widerlegte, so gaben doch die protestantischen Kirchenlichter immer mehr zu, so daß im Dogma von einem Widerspruch gegen die Kirche eigentlich gar nicht mehr die Rede war; und auch in den Kirchengebräuchen ließen sie, um des lieben Friedens willen, nach und nach von ihren sich auf die heilige Schrift stützenden Aussprüchen fahren, so daß sich der ganze Unterschied zuletzt nur noch um einige unwesentliche Dinge drehete. Ein paar abweichende Gebräuche! Sollte deßhalb die Einheit des Reichs und der Nation aufgegeben werden? Sollte deßhalb ein Bürgerkrieg entbrennen? Hatte die Kirche nicht stets in verschiedenen Ländern und in verschiedenen Zeiten abweichende Gebräuche geduldet? — Man hätte meinen sollen, die Vereinigung der Parteien hätte deshalb gar nicht beanstandet werden können. Und doch kam sie nicht zu Stande. Denn je mehr die protestantischen Kirchenlehrer nachgaben, desto hartnäckiger und unverschämter wurden die Forderungen des päpstlichen Legaten, der zur rechten Zeit stets des Kaisers katholischen Eifer zu entflammen und ihn zum Standpunkt der Kurie zurückzuführen verstand. Ebenso bearbeitete er die Majorität der Stände, so daß diese so ziemlich die ganze hierarchische Ordnung der Kirche, als vom heiligen Geist eingegeben, als unantastbar forderte.

Hier traf Luthern und seine theologischen Helfer der Fluch für ihre Abtrünnigkeit von der Volkssache. Hätten sie sich fort und fort auf die frische, treibende Kraft des Volks gestützt, wie sie vom Anfang gethan, wie wäre der ganze Trugbau der Hierarchie vor ihren Augen zerfallen! Wie herrlich hätte auf den festen Volksgrund die neue Kirche errichtet werden können! Aber sie waren dem jugendlichen Zeitgeist, dem kühnauftretenden Volksgeist untreu geworden, sie waren vor seiner Kraft und Kühnheit erschrocken und zurückgebebt auf die Seite der Fürsten

geflohen, und nun half ihnen alles Nachgeben gegen die Katholischen nichts, „um die Einheit des Reichs und den Frieden zu erhalten." Wären nicht die protestantischen Fürsten standhafter gewesen, als die protestantischen Theologen, die ganze Reformation hätte auf dem Augsburger Reichstag ein schmähliches Ende erreicht. Da war es denn noch ein Glück für sie, daß die Katholischen zuletzt Dinge forderten, die sie, die Protestanten, unmöglich zugeben konnten, wenn sie sich nicht vor der Welt und Nachwelt lächerlich machen wollten. Und so zerschlugen sich denn alle Vermittelungsversuche, und der Kaiser griff nun die Idee eines allgemeinen Konciliums wieder auf, wofür er das Versprechen des Papstes hatte. Karl schrieb deshalb an den Papst, und dieser zeigte sich nicht abgeneigt sein Wort zu halten und auf ein Koncilium einzugehen — obgleich seine Kurie dagegen war — wenn die Protestanten bis zur Zusammenberufung desselben alle ihre Neuerungen aufgeben und sich gänzlich und unbedingt wieder der Kirche unterwerfen wollten.

Daß der Kaiser diese unerhörte Bedingung der Minorität der Stände vorlegen und allen Ernstes verlangen konnte, daß sie darauf eingehe, gab den Beweis, daß es seiner geistigen Fassungskraft durchaus versagt war, das Wesen des Protestantismus zu begreifen. Es verdroß ihn gewaltig, daß die protestantischen Stände eine solche Bedingung von sich wiesen, und da nun seiner Meinung nach alle Mittel und Wege der Güte erschöpft waren, zeigte er sich seinerseits sehr geneigt, die der Gewalt anzuwenden und die Protestanten mit dem Schwert auf dieselbe Weise zu bekehren, wie er die Mauren in Valencia bekehrt hatte. Aber nun hatte sich die Kriegslust der Majorität verloren. Es war eben Alles erschlafft, und die Griesgrämlichkeit des Kaisers, seit seine Schwester abgereist war, wirkte noch mehr lähmend auf seine Partei.

Deshalb brachten die Stände einen Abschied in Vorschlag, der den Krieg zwar in Aussicht stellte, aber noch verschob. Die Protestanten sollten Bedenkzeit bis zum 5. Mai erhalten und sich dann über die unvergleichlichen Artikel erklären. In diesem Entwurf waren die Protestanten aber wiederum mit Ausdrücken und Bedingungen auf eine sie empörende Weise behandelt, ja, es stand die dreiste Lüge darin, ihr Glaubensbekenntniß sei mit gutem Grunde der heiligen Schrift widerlegt worden. Die Protestanten verwarfen natürlich diesen sie schmähenden Abschied unbedingt. Darauf die Erklärung des Kaisers und der Stände: wenn die Protestanten den Abschied nicht so, wie er sei, annähmen, so würden sie, Kaiser und übrige Stände, Alles daran setzen, um ihre Sekte unverzüglich auszurotten. — Die Protestanten blieben standhaft, und im vollsten Zwiespalt trennten sich die Stände. Die Städte blieben nicht minder fest, wie die Fürsten, ja, so lange auch Augsburg gezögert hatte, sich gegen seinen Kaiser und Gast zu erklären, zuletzt geschah es doch. Alle Bestrebungen der mächtigen Fugger führten zu nichts. Es zeigte sich, daß Anton weit davon entfernt war, in seiner Vaterstadt eine Popularität zu besitzen, wie sie einst sein Ohm besessen hatte. Die evangelische Lehre hatte zu tief Wurzel gegriffen in der freien Reichsstadt, als daß kaiserliches und Fuggersches Ansehen sie hätten ausreißen können. Der große Rath, zu welchem Glieder aller Zünfte gehörten, mußte — was nur in seltnen und sehr wichtigen Fällen geschah — zusammengerufen werden, und da zeigte sich denn die überwiegende Farbe. Im Angesicht des Kaisers verweigerte Augsburg die Annahme seines Abschieds. Und diese Erklärung schmerzte Karln besonders. Er hatte in Augsburg so viel gelitten, daß er sehr angegriffen aussah, und man fürchtete, er möchte erkranken. Um nun ein Gegengewicht gegen diese Last des Ungemachs zu finden

und einen Lust- und Freudentag in diese trübe Zeit zu legen, veranstaltete der Kaiser eine Feierlichkeit, mit welcher er sich schon lange in Gedanken beschäftigt hatte. Die protestantischen Fürsten waren abgereist, die katholischen noch zugegen. Sie wurden in die Pfalz entboten, wo der Kaiser noch einmal alle Pracht entfaltete, die er beim Einzug in die Stadt dem staunenden Volke gezeigt hatte. Ein imposanter Zug entwickelte sich von der Pfalz nach dem Rathhause. In der Mitte desselben zwischen dem Kaiser und dem Könige gingen die beiden Brüder Raimund und Anton Fugger; ihnen folgten alle Glieder der Fuggerschen Familie. Selbst Georg Turzo und seine Frau waren aus Kremnitz gekommen. Im großen Saale, wo die Reichstagssitzungen gehalten worden waren, schlossen die Fürsten einen Kreis, in dessen Mitte die beiden Fugger von Marschällen geführt wurden. Der Kaiser saß auf dem Throne, ihm zur Seite auf einem niedrigen Sessel der König. Der Erzbischof von Mainz verlas an den Stufen des Throns eine Urkunde des Kaisers, worin er die beiden Brüder Fugger nebst ihren Nachkommen für ewige Zeiten zu Grafen und Pannerherrn des heiligen römischen Reiches ernannte, ihnen auf der schwäbischen Grafenbank den Platz unter den Reichsständen anwies und ihnen die vom Kaiser Maximilian an Jakob Fugger verpfändeten Herrschaften Kirchberg und Weißenhorn erb- und eigenthümlich überwies, das von Jakob Fugger gestiftete Familienfideikommiß der Fuggerschen Güter zur Reichsgrafschaft erhob und ihnen einen kaiserlichen Siegelbrief einhändigte, der ihnen fürstliche Gerechtsame verlieh, Alles „für bewiesene Treue und Anhänglichkeit an die Person des Kaisers und das ganze kaiserliche Haus, so wie für ihre übrigen großen Verdienste um das Reich.“

Die Grafen Fugger gaben dann dem Kaiser und den Fürsten ein kostbares Banket auf dem Rathhause.

So war die zweite Stufe der Erhebung des Hauses Fugger erreicht. Es sah dagegen fast wie Ironie aus, daß Hieronymus Fugger einige Tage später den Titel als kaiserlicher Rath erhielt.

Dieser glänzenden Festlichkeit folgte im Fuggerschen Hause bald eine sehr wehmüthige, die Einkleidung Regina Turzo's, als Nonne im St. Katharinenkloster.

Nach diesen Vorgängen erließ der Kaiser den Reichstagsabschied, worin er den ernstlichen Entschluß verkündete, das Edikt von Worms streng zu vollziehen. Er bestätigt aufs Neue die Gerechtigkeiten der geistlichen Fürsten; er schärft die Handhabung der angegriffenen Kirchenlehren und Gebräuche ein und bedroht alle dawider Handelnden mit schweren Strafen bis zur Acht. Der Wille des Kaisers, die Widerspenstigen mit der Schärfe des Schwertes zum Gehorsam zu bringen, leuchtete hindurch. Kaiser und Reich — und hinter ihnen der Papst — waren entschlossen, den letzten Rest der großen Volksbewegung, den verkümmerten Protestantismus, durch rechtliches Verfahren — dazu war das Reichskammergericht revidirt und vermehrt worden — und mit Gewalt zu unterdrücken und den jungen Genius der Freiheit in den blutgetränkten Staub zu werfen. —

Aber schnell genug zeigte sich, daß in dem neu aufgepfropften Reise des alten Feudalreichs doch nicht mehr die frische treibende Lebenskraft war, und der gegen die Bekenner des reinen Evangeliums so kriegslustige Kaiser mußte sich nach wenigen Monaten schon überzeugen, daß er in Deutschland eben nicht König von Spanien war. So klein und scheinbar machtlos das Häuflein der protestantischen Stände gegenüber dem Kaiser, dem Reiche und dem Papste war, so wenig sie erst zum realen Widerstande Lust bezeigt und Vorbereitungen getroffen hatten, jetzt trieb die Drohung des Reichsabschiedes sie zusammen. Die beiden Parteien nahmen bald nach dem Schluß des Reichstags sehr ver-

schiedene wichtige Handlungen vor, jede in ihrem Sinne. Der Kurfürst von Mainz rief die übrigen Kurfürsten nach Köln zur Wahl des Königs Ferdinand zum römischen König zusammen, und auch der Kurfürst von Sachsen wurde dazu eingeladen. Dieser protestirte aber gegen die Wahl, als eine solche, die das Bestreben des Kaisers kund gebe, die Kaiserkrone in seinem Hause erblich zu machen. Er selbst berief dagegen die protestantischen Stände in die ihm gehörige kleine Stadt Schmalkalden im Thüringer-Walde, wo sie ein Trutz- und Schutzbündniß gegen die ihnen drohende Gewalt schlossen. Bald traten sie auch in Verbindung mit den Königen von Frankreich und England und erhielten von beiden Hülfe zugesagt. König Franz, der nur auf eine passende Gelegenheit wartete, den mit dem Kaiser abgeschlossenen Frieden zu brechen, schickte einen geheimen Agenten an die Höfe der protestantischen Fürsten und ließ ihnen die schönsten Versprechungen machen.

In solcher Weise wurde das Jahr beschlossen. In Köln wurde Ferdinand in seiner und des Kaisers Gegenwart von den übrigen fünf Kurfürsten am 5. Januar 1531 zum römischen Könige erwählt, und schon am folgenden Tage brachen die beiden Brüder mit den Kurfürsten und einer Menge andrer Fürsten und Herrn mit dem prachtvollen Zuge, der den Kaiser von Spanien begleitet hatte, nach Aachen auf, wo am 10. Januar die Krönung des erwählten Königs mit allem alterthümlichen Gepränge und Feierlichkeiten vollzogen wurde. Aber gerade diese Wahl und Krönung, welche die Partei des Kaisers stärken sollte, stärkte im Gegentheil den schmalkaldischen Bund. Denn auch die Baiernherzöge, welche seit lange nach der höchsten Reichsgewalt gestrebt, schlugen sich nun zur Partei der Gegner des Kaisers, obgleich sie die eifrigsten Anhänger des Papstes waren. So kamen merkwürdiger Weise die erbittertsten Feinde und die wärmsten Freunde des Papstes

in eine Bundesgenossenschaft gegen den Kaiser. Der schmalkaldische Bund erstarkte rasch, und als seine Glieder kurz vor Ostern abermals in Schmalkalden zusammenkamen, erklärten sie sich mit Kursachsen sehr energisch, dem König Ferdinand den Gehorsam verweigern zu wollen. Obgleich nun Ferdinand in seiner Wahlkapitulation ausdrücklich auf den augsburger Reichsabschied verpflichtet worden war und vom Kaiser die Reichsverwaltung zum größten Theil übertragen erhalten hatte, so sah er sich doch ziemlich machtlos. Denn auch die öffentliche Meinung, die Volksstimme, war gegen seine Wahl. Bei all seinem Glück kam der Kaiser nicht aus dem Aerger und Verdruß heraus.

Von Aachen gingen die beiden fürstlichen Brüder nach Köln zurück, wo sie sich mehre Wochen aufhielten, bemüht das Bündniß des Herzogs Wilhelm von Baiern mit dem Könige von Frankreich zu trennen. Dann begleitete der Kaiser seinen Bruder nach Prag, wo Ferdinand eine Versöhnung Karls und Marias zu Stande brachte. Trotz des Verdrusses, den ihm die schöne Schwester in mehr als einer Hinsicht bereitet, war der Kaiser doch sehr geneigt, ihr zu verzeihen; denn seit ihrer Abreise von Augsburg hatte ihn eine unbezwingliche Sehnsucht nach ihr gequält, und ohne daß er es sich selbst gestand, war sie der Hauptgrund seiner Reise nach Prag gewesen. Unter den Zerstreuungen und Festlichkeiten, die der König, und unter den Sorgen, die die protestantischen Fürsten dem Kaiser bereiteten, erhielt er im Frühling zwei schmerzliche Botschaften. Zuerst überbrachte Marx von Bübenhoven die Nachricht von dem unerwartet schnellen Tode der Erzherzogin Statthalterin Margaretha. Obgleich schon seit einigen Jahren kränklich, hatte sie den Aerzten und ihrer Umgebung doch keine Besorgniß für ihr Leben gegeben. Eine nervöse Krankheit von nur wenigen Tagen hatte sie nun plötzlich dahin gerafft, und der Kaiser und die Königin Maria wurden durch

den Tod ihrer edeln Erzieherin, die sie stets als ihre Mutter betrachtet, in tiefen Schmerz versetzt. Dieser war um so größer, da Karl die geliebte Tante nicht wieder gesehen hatte, und eben mit den Vorbereitungen zu seiner Reise in die Niederlande beschäftigt war, um seine treue und verehrte Statthalterin heimzusuchen. Margaretha war am 20. Januar 51 Jahre alt geworden und die beiden fürstlichen Brüder hatten ihr mit der Meldung der Krönung Ferdinands zum römischen König von Aachen aus Glückwünsche zu diesem Geburtstage durch eine besondre Gesandtschaft zugehen lassen, wobei ihr der Kaiser seinen baldigen Besuch angekündigt. Jetzt betrübte es Karln, daß er nicht von Aachen, wo er ihr so nah gewesen, nach Brüssel gegangen war.

Die zweite unangenehme Kunde war die von den ungeheuern Rüstungen des Großsultans Suleiman, um Deutschland durch Ungarn, und Neapel und Spanien zu Wasser zu überziehen. Durch Briefe und Kundschafter wurde Karl unterrichtet, daß sein Schwager, der König Franz, damit umgehe, ein Bündniß mit Suleiman abzuschließen, wie er ein solches bereits mit den protestantischen Fürsten abgeschlossen hatte, und daß der König Heinrich von England nicht abgeneigt sei, dieses neue Bündniß zu unterstützen, wie er das alte unterstützt hatte. Der protestantische Fürstenbund erhielt dadurch eine früher nicht für möglich gehaltene moralische Stärke, die für Kaiser und Reich nicht ohne drohende Gefahr war. — Der Kaiser traf Vorkehrungen, so viel er vermochte.

Von Prag zog er nach den Niederlanden, um die durch den Tod seiner Tante erledigte Regierung selbst zu übernehmen und zu ordnen. Er fand dort viel Arbeit, bereiste das ganze Land und hielt sich in den einzelnen Städten lange auf. Im Spätsommer ernannte er seine Schwester, die Königin Maria, zu seiner Statthalterin und Nach=

folgerin ihrer Tante und ließ ihr diese ihr schmeichelhafte Erhebung durch eine Gesandtschaft nach Prag melden. Maria brach bald darauf mit einem glänzenden Gefolge auf und wurde vom König Ferdinand einige Tagereisen begleitet. In Köln erwartete sie eine große Anzahl niederländischer Edelleute, vom Kaiser geschickt, um sie mit den größten Ehrenbezeigungen in das Land zu führen, welches zu regieren sie berufen war. Der Kaiser empfing seine schöne Schwester mit großer Auszeichnung in Brüssel und wies sie in die Regierung ein. Ihre Schönheit, ihre Anmuth und ihre bekannte Vorliebe für die Kirchenreformation gewannen ihr schnell alle Herzen. Die stille Schwermuth, die in ihrem Auge lag und sich in den rauschenden Festen, die ihr zu Ehren gegeben wurden, oft genug als tiefer Seelenschmerz in ihren reizenden Zügen ausprägte, erweckte sogar in den jungen Männern eine Art ritterlicher Schwärmerei für die junge Königin, zu welcher im niederländischen Charakter doch sonst so wenig Anlage vorhanden war. Maria's fünfundzwanzigster Geburtstag wurde am 17. September in Brüssel mit einem Glanze gefeiert, welcher selbst dem Kaiser schmeichelte. Er selbst bot Alles auf, diesen Tag zu verherrlichen und ihr den schönen Maurenprinzen vergessen zu machen. Ihre stille Trauer bewies, daß sie ihn nicht vergessen konnte. —

Erst zu Anfang des Winters verließ Karl Brüssel — es wurde ihm so schwer, sich von Marien zu trennen — um nach Regensburg zu gehen, wohin er den neuen Reichstag zusammenberufen hatte. In Mainz aber hielt ihn Kurfürst Albrecht auf, und es gelang diesem geistlichen Fürsten, der bei der Schwäche und dem Schwanken seines Charakters doch niemals der protestantischen Partei und der Kirchenreformation im Herzen ernstlich abgeneigt gewesen war, ihn in Bezug auf die Strenge gegen den schmalkaldischen Bund auf andre Gedanken und andre Entschlüsse zu bringen.

Denn die öffentlichen Dinge hatten sich in einem Jahre unerwartet geändert. Die katholischen Fürsten hatten sich wenig mehr um des Kaisers Pläne bekümmert; jeder war in seinem Lande seinen eignen Interessen nachgegangen; für das allgemeine Interesse zeigten sie sich gleichgültig, der Volkstrieb war unterdrückt, die Lebensadern unterbunden, nirgend etwas weiter, als eine üppige verschwenderische Fürstenwirthschaft, keine Kraft, keine Erhebung, kein Zusammenhalten und Zusammenwirken. Ueberall das traurige Bild moralischer Zerfahrenheit und Zerfallenheit. Dagegen die protestantischen Stände in einem festen drohenden Bund voll steigenden Lebens, voll täglich sich schöner entwickelnder Kraft; die Völker zu den Fürsten haltend, in den freien Städten wachsender Muth, wachsender Gemeinsinn, wachsender Reichthum. Der ganze Norden Deutschlands ergriffen von der reformatorischen Bewegung. Herzog Wilhelm von Baiern im Bunde mit den Protestanten, der König von Frankreich entschlossen sie gegen den Kaiser zu unterstützen, und endlich im Osten die furchtbar gegen Karl sich erhebende Macht der Osmanen. Der Kurfürst hatte über Alles dieses specielle Kunde und bewies dem Kaiser, daß er nur mit Hülfe der Protestanten Suleiman von den Grenzen des Reichs werde zurückwerfen können, daß sie aber entschlossen seien nicht das Geringste für ihn zu thun, wenn die Strenge des augsburger Reichsabschieds gegen sie ferner gehandhabt würde. Jetzt begriff Karl, daß er sich vom Papst hatte verleiten lassen, gegen die Protestanten zu weit zu gehen, und er lenkte von Stund an um. Inne gehalten hatte er eigentlich schon auf den Rath des Königs Ferdinand, der mit einem raschern und richtigern Ueberblick über die Verhältnisse in allen Briefen an den Kaiser in die Niederlande die Gefahr geschildert, welche das harte Auftreten gegen den schmalkaldischen Bund dem Reich bringen müsse. Schon hatte Karl deshalb den Fiscal des Reichskammer=

gerichts angewiesen, mit dem Prozessiren gegen die Protestanten inne zu halten bis zum neuen Reichstag in Regensburg. — Jetzt trieb ihn der allgemeine Schrecken vor den Rüstungen Suleimans zu Unterhandlungen mit den protestantischen Ständen. Der Kurfürst von der Pfalz, welcher nach Mainz gekommen war, um den Kaiser zu begrüßen, und der Kurfürst von Mainz übernahmen die Vermittlung; die Eröffnung des Reichstags wurde verschoben. Die beiden Kurfürsten traten ohne Verzug mit dem Kurfürsten von Sachsen und durch diesen mit den andern protestantischen Fürsten in Verbindung, und es kam zu Anfang April des folgenden Jahres eine Unterredung zu Schweinfurt zu Stande, welche ganz geeignet war, dem schmalkaldischen Bunde zum vollsten Bewußtsein seiner Macht zu verhelfen.

Der Kaiser war nach Regensburg gegangen, und in der Mitte des April wurde der Reichstag eröffnet. Die furchtbare Macht der Umstände verbot von irgend Anderm zu handeln, als von der Türkenhülfe; denn die Kunde von dem bereits erfolgten Aufbruch Suleimans mit einem Heere, wie Europa noch keins gesehen, flog Alles mit Entsetzen erfüllend durch Deutschland. Man erzählte sich, daß der Sultan nichts Geringeres im Sinne habe, als sich ganz Europa zu unterwerfen und Konstantinopel zur Hauptstadt der Welt zu machen. Der Kaiser überzeugte sich bei der Rüstung, daß diese Drohung zur Wahrheit werden könne, wenn die Protestanten nicht das Schwert für ihn zögen, und die Verhandlungen wurden der Nähe wegen nach Nürnberg verlegt. Der heranziehende Sultan brachte die Vereinigung bald zu Stande, die ohne ihn schwerlich erfolgt sein würde. Es kam ein Religionsfriede zum Abschluß, der, wenn er auch die Beschlüsse des augsburger Reichsabschieds nicht aufhob, sie doch aussetzte und die Verfolgung der Protestanten hemmte. Damit war aber die katholische Partei höchst unzufrieden; es kam zu so heftigen

Diskussionen und ihr Zorn wendete sich nicht nur gegen die Protestanten, sondern nun auch gegen den Kaiser selbst, daß dieser von den unaufhörlichen ihm über die Maßen widerwärtigen Zänkereien und Hetzereien ganz leidend und hinfällig wurde. Er war doch erst zweiunddreißig Jahre alt, aber er hatte fast das Aussehen eines Greises. Sein von Natur schwächlicher Körper war verfallen, seine Gesichtszüge bleich, mager und abgespannt. Auf einer Wolfsjagd, die man zu seiner Erholung veranstaltet, stürzte er mit dem Pferde und verletzte sich das linke Bein. Diese Beschädigung hatte einen so schlimmen Verlauf, daß die Aerzte schon der Ansicht waren, der Schenkel werde abgelöst werden müssen. Die Krankheit wurde so gefährlich, daß man für gut fand, ihm eines Nachts die Sakramente zu reichen. Durch ärztliche Kunst war das Uebel endlich fast beseitigt, als es sich durch unzeitige Theilnahme an einer Procession erneuerte. Karl suchte und fand im Bade zu Abach, während des Reichstags, Heilung, aber er war so sehr von Hypochondrie heimgesucht, daß er zu Zeiten keinen Menschen vor sich ließ, selbst seinen Bruder nicht. — Die Beschämung, die ihm die Protestanten bereiteten, wirkte dazu mächtig auf ihn. Denn kaum hatte er sich im Nürnberger Vertrag — obgleich mit innerm Widerwillen — ihnen wieder geneigt gezeigt, als ein erfreulicher Eifer unter ihnen entbrannte, ihm ihren kräftigsten Beistand gegen die Türken angedeihen zu lassen. Nicht nur, daß sie ihre baaren Beiträge ihm schnell einschickten, sie machten ihm auf den Vorschlag des Kurfürsten von Sachsen auch ein sehr ansehnliches freiwilliges Geldgeschenk; die Werbetrommel ging schnell in ihren Ländern und Städten um, und bald darauf bedeckten ihre Heere die Landstraßen nach Wien, dem Versammlungsorte der kaiserlichen Kriegsmacht. Es war rührend zu sehen, wie diese so oft verstoßenen und beleidigten Protestanten, die nichts verlangten, als die Ausübung der

christlichen Religion nach der Vorschrift des Evangeliums, jetzt wieder wetteiferten, ihrem Kaiser, der ihnen schon mehr als einmal so schlecht gelohnt, zu helfen. Die Reichsstädte strengten sich über ihre Kräfte an. Nürnberg hatte ein Fähnlein zum Reichskontingente zu stellen, und es stellte zwei, warb mit einigen Nachbarn noch hundert Reiter, gab 15 Stück grobes Geschütz, 175 Centner Pulver, 1000 Spieße, 200 Harnische und einen großen Vorrath von Mehl; Augsburg gab all sein Geschütz, und das Alles „dem Kaiser zu Ehren und gemeiner Christenheit zum Besten." — Bei weitem nicht solchen Eifer zeigten die katholischen Stände.

Aus Neapel und dem übrigen Italien und aus Spanien kamen große Geldsummen und bedeutende Streitkräfte. Die Königin Statthalterin der Niederlande schickte viel Geld und viel streitbare Männer. Außer Frankreich hatte die ganze europäische Christenheit ihr Contingent zu des Kaisers Heer gestellt. Das deutsche Element war das vorwaltende in dem großen Heere, und in den deutschen Haufen das protestantische. Die große Hälfte der Deutschen waren Protestanten und sie waren die besten Soldaten. Der Kaiser übernahm den Oberbefehl selbst; mit der Gesundheit hatte er Muth und Kampflust gefunden. Er war entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Zum ersten Male sah man ihn an der Spitze eines Heeres. Aber es war ihm nicht vergönnt eine Schlacht zu schlagen. Suleiman, wankelmüthig, wie immer, erschrak vor dem gewaltigen Heere und vor dem Geiste, der es beseelte. Er hatte auf den Geist der Zwietracht unter den Deutschen gerechnet, und er sah den Geist der Eintracht, er sah die glühendste Kampfbegeisterung. Er sandte 15000 leichte Reiter nach Oestreich, die von den Deutschen aufgerieben wurden, er selbst wandte sich nach Steiermark und erschien vor Grätz. Die türkische Großsprecherei von der Eroberung

Europas erfüllte sich als rascher Rückzug. Ehe der Herbst zu Ende ging, war Suleiman wieder in Konstantinopel und Karl auf der Rückreise nach Italien und Spanien. Keiner von den beiden hohen Herrn hatte von diesem mit so großem Geräusch unternommenen Feldzug sonderlichen Ruhm davon getragen.

In Bologna hatte der Kaiser wieder eine Zusammenkunft mit dem Papste. Beide hegten noch größeres Mißtrauen gegeneinander, als bei der ersten. Das Versprechen des Kaisers in Augsburg, den Papst zur baldigen Zusammenberufung eines allgemeinen Koncils zu vermögen, hatte diesen mit großem Mißvergnügen erfüllt, Karls späteres Benehmen gegen die Protestanten es erhöht. Karl bestand jetzt persönlich auf dem Koncil, und Klemens machte deshalb heuchlerische Versprechungen. Sie schieden beide mit der Ueberzeugung von einander, daß ihre sogenannte Freundschaft nicht lange mehr dauern werde.

Zu Anfang des März 1533 reisete der Kaiser über Modena und Mailand nach Genua, überall von den Fürsten auf das Prächtigste empfangen und bewirthet. Am glänzendsten zeichnete sich Andreas Doria in Genua aus, der im verwichnen Herbst mit seiner Flotte die Türken auch im mittelländischen Meere geschlagen hatte. Jetzt führte er den Kaiser auf seinen Galeeren wieder nach Barcelona über. Karl war viertehalb Jahr aus Spanien abwesend gewesen.

13.

Don Raimondo de Granada.

Unter dem Gefolge des Kaisers befand sich Raimund Mohr, jetzt Don Raimondo de Granada genannt. Aus

seiner Haft in Augsburg entlassen, war er in das vom Kaiser geworbene, in der Nähe Augsburgs versammelte Heer eingestellt, das nach Oestreich und gegen die Türken geführt werden sollte. Der Kaiser behandelte ihn gnädig, ließ ihn aber scharf überwachen. Nach Beendigung des Feldzugs wurde ihm eröffnet, daß ihn der Kaiser mit nach Spanien nehmen und dort sein ferneres Schicksal bestimmen werde.

Raimunds Erscheinen am Hofe zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn, ebensowohl seiner ungewöhnlichen männlichen Schönheit, als seines schnell bekannt gewordenen interessanten Schicksals wegen. Denn das Gerücht von seinem Minnehandel mit der Schwester des Kaisers hatte auch den Weg nach Spanien gefunden, und die Schicksale seines Vaters, gerade in dieser Beziehung den seinigen so ähnlich, waren am Hofe Vielen noch im guten Aedenken und wurden durch das Auftreten des Sohnes in der Erinnerung aufgefrischt.

Die Herzen der jungen Donna's am Hofe waren dadurch bald genug für Don Raimondo gewonnen, und manche flammten um so heftiger für ihn, je schwermüthiger er aussah, je zurückhaltender er auftrat. Mit der größten Theilnahme hörten sie die Versicherung, der Kaiser habe dem schönen Morisko seine besondre Gnade zugewendet und werde ihm alle Güter und Besitzungen seines Vaters zurückgeben und ihn zur Würde eines spanischen Grands erheben. Raimund hätte an die Thür eines Grafes oder Marquez anklopfen dürfen, um sich die Tochter des Hauses zur Gemahlin zu erbitten, er wäre überall mit Freuden aufgenommen worden. Aber der interessante Gegenstand so vieler stillen Wünsche blieb unberührt von aller Schönheit, von aller Freundlichkeit und wollte keine Annäherung, keinen Wink verstehen; kalt und theilnahmlos ging er durch die glänzenden Hoffeste, selbst daß die Kaiserin ihn

auszeichnete, schien keinen Eindruck auf ihn zu machen. Stets lagerte die Wolke der Schwermuth auf seiner hohen Stirne. Dem Kaiser, der ihn nie aus den Augen ließ, schien diese Stimmung seines Schützlings auf der einen Seite zu gefallen, auf der andern war sie doch auch geeignet, ihm Besorgnisse einzuflößen. So streng auch die Mauren in Granada überwacht und durch die eiserne Hand des Despotismus und die feurige Hand der Inquisition niedergehalten wurden, so war damit doch die Despotenfurcht in Karls Brust nicht erstickt, die Mauren möchten mit ihren Brüdern in Afrika in geheimer Verbindung stehen, und eines Tages eine mächtige Erhebung des in den Staub getretenen Volks erfolgen, und Raimund ihm dann der gefährlichste Mensch in Spanien werden. Wenn Suleiman der Sieg zu Land und zu Wasser geglückt wäre, so würde diese Erhebung zweifelsohne erfolgt sein. Wer bürgte dafür, daß dem Beherrscher des Ostens nicht ferner ein solcher Sieg dennoch glücke? Schon gestalteten sich die Verhältnisse ungünstig für den Kaiser. König Franz, der zu dem alten Groll gegen Karl nur Erbitterung über das durch den Letztern in Italien hervorgerufene Bündniß mit dem Papst und den italienischen Fürsten geschöpft hatte, näherte sich dem Papste, und es kam zwischen ihnen ein Verhältniß zu Stande, welches den Kaiser beunruhigen mußte. Ja, Franz ging so weit, dem Papste eine eheliche Verbindung zwischen seinem zweiten Sohne Heinrich mit der Nichte des Papstes, Katharina von Medici, Schwester des Herzogs Alexander, anzubieten. Die Enkelin eines Kaufmanns mit einem Königssohne verbunden! Daran war zu erkennen, wozu Franz entschlossen war, um Karln zu schaden. — War er nicht fähig auch neue Verbindungen mit Suleiman einzugehen? Und wurde der Seeräuber Chair-Eddin in Algier nicht immer frecher und mächtiger zur See? Wenn nun noch diese verschiedenen Kräfte und

Interessen sich vereinigten, so war es nicht zweifelhaft, daß das maurische Interesse seinen Mittelpunkt in Raimund finden würde. Der Kaiser mußte sich des finstern Menschen — war es schwer zu errathen, worüber er brütete? — für immer entledigen, um vor seinen und der Mauren Plänen sicher zu sein und doch gebot ihm die von ihm heilig gehaltene Pietät, den letzten Willen seines Vaters in Bezug auf Don Alfonzo de Granada gewissenhaft zu erfüllen. Karl fand Mittel und Wege diese beiden sich so schroff widersprechenden Interessen zu vereinigen und sich selbst wie dem Maurenprinzen genug zu thun. Er nahm seine Maßregeln.

Mit dem Kaiser war auch Marx von Bübenhoven nach Spanien gekommen, doch hatte er sich nur kurze Zeit am Hofe in Toledo aufgehalten und war dann nach dem Süden des Landes gereist, um Unternehmungen des Kaisers auf Bergbau zu betreiben, zu welchem Zwecke ihn Karl nach dem Tode seiner Tante für seine Dienste gewonnen hatte. Raimund hatte ihn in Toledo nur flüchtig begrüßt und später nicht erfahren, wohin er auf des Kaisers Befehl gegangen.

Im Herbste ging der Kaiser der Jagd wegen in das Königreich Murcia und nahm nur ein kleines Gefolge mit, zu welchem auch Raimund auserwählt wurde. Im nördlichen, gebirgigen und waldigen Theil der Provinz wurde eine Woche lang gejagt und die Gastfreundschaft der Edlen in Anspruch genommen. Eines Tages aber entließ der Kaiser all seine Begleiter bis auf Raimund, und indem er jene nach der Hauptstadt Murcia sandte und ihnen befahl, ihn dort zu erwarten, wandte er sich mit diesem in das obere Thal der Segura, wo sie Abends ein altes maurisches Bergschloß erreichten, versteckt in der öden Wildniß eines von hohen Felsen eingezäunten Seitenthals.

Raimund konnte nicht begreifen, was der Kaiser mit ihm vorhabe, indem er ihn in die schier schauerliche Einsamkeit dieses verfallenden Schlosses führte, und die Ahnung durchzuckte ihn, ob dieses Felsennest wohl gar zu seinem künftigen Gefängniß bestimmt sei. Hatte Karl vielleicht in seiner Seele gelesen?

Ein Zimmer war hell erleuchtet, als sie durch das Thor ritten, und es dünkte Raimunden, als sei der Hof von Menschen belebt. Diener nahmen ihnen die Pferde ab; einer derselben führte Raimunden in ein hohes düsteres Zimmer, das durch eine dürftige Kerzenflamme nur noch unheimlicher wurde. Der Kaiser war abhanden gekommen, Raimund hatte nicht bemerkt, wie und wohin. Raimund fröstelte; es war ihm seltsam bänglich zu Sinne. Die Zeit ging mit bleiernen Füßen; die schauerliche Stille wurde nur dann und wann durch einen fernen Laut oder durch ein Geräusch unterbrochen, die dem Einsamen nur unbestimmte Vermuthungen vergönnten. Er wurde immer aufgeregter und verstimmter; das Herz klopfte ihm hörbar in der Brust. So mochte ungefähr eine Stunde vergangen sein, als der Diener wieder eintrat.

„Donna Karlotta d'Austria, die Herrin dieses Schlosses, läßt Euch ersuchen an ihrer Tafel Platz zu nehmen und mir in den Speisesaal zu folgen."

Raimund gehorchte stumm und stieg hinter dem ihm vorleuchtenden Diener eine steinerne Treppe hinauf; eine Thüre wurde geöffnet, er trat in ein hohes weites mit vielen Kerzen hell erleuchtetes Gemach. Er sah nur wenig Menschen. Zwischen dem Kaiser und Bübenhoven trat eine prächtig gekleidete Dame auf ihn zu. Als seine Augen auf sie fielen, durchzuckte ihn ein freudiger Schrecken. Karlotta war's, seine Karlotta, die vor ihm stand, ihn selig anlächelte, ihm die Hand zum Willkommen bot. Der Kaiser nahm sie an der einen Hand, Bübenhoven an der

andern. Der Erstere sprach zu Raimunden: „Sie ist meine Tochter, und ich gebe sie dir zum Weibe. Du hast die Prüfung gut überstanden.“ Der Andre sprach: „Sie ist meine Enkelin und ich gebe ihr und dir meinen Segen.“ Aus dem Hintergrunde trat noch eine Dame, es war Zaroya: „Sie ist auch meine Enkelin; ich habe ihre Mutter geboren. Ich bin aus dem Königsgeschlecht meines Volkes entsprossen, wie du aus dem der Mauren von Granada. Sie ist dir ebenbürtig in jeder Beziehung, und der Kaiser hat ihr seinen Geschlechtsnamen gegeben und sie zur Marquese erhoben. Sie heißt Donna Karlotta d'Austria.“

Raimund war bestürzt und fast betäubt, die Freude konnte bei ihm nicht zum Ausbruch kommen. Der Kaiser kam seiner Befangenheit zu Hülfe. „Jetzt erleichtert Euere Herzen durch heitres Plaudern! Kein Zeuge, kein Lauscher soll Euch stören. Eine Stunde habt Ihr Zeit dazu, dann wartet Euer der Priester und der Traualtar.“

Karlotta führte den Geliebten in ein andres Zimmer, wo der Mund des schönen Paars bald von den Gefühlen ihrer Brust überfloß und sie sich gegenseitig ihre Schicksale seit dem augsburger Reichstag mittheilten. So langsam die vorhergehende Stunde dem harrenden Raimund geschwunden war, so schnell verflog ihm diese. Selig traten die Liebenden auf Zaroya's Einladung in den Saal zurück, wo unterdessen der Altar hergerichtet war, vor welchem ein Priester ihrer wartete. Es war Raimunden wie ein Traum, aus welchem er zu erwachen fürchtete, als er die Geliebte, deren Verlust er so schmerzlich betrauert hatte, als seine Gattin im Arme hielt, beglückwünscht vom Kaiser, den er noch nie so heiter und froh gesehen, und von den übrigen Verwandten. Der Kaiser führte die Braut zur Tafel. Kaum saß die kleine Gesellschaft an derselben, als die Thür aufgethan wurde, eine rauschende lustige

Musik erschallte und ein buntes Völkchen paarweise herein tanzte. Es waren die Zigeuner, die der Kaiser bestellt hatte, ihrer jungen Fürstin die Brautlieder zu singen. Unter Gesang und Tanz verstrich der Abend. Alle vergaßen, daß der größte Herrscher der Welt unter ihnen war; Karl hatte den Purpur abgelegt und war nichts weiter als ein glücklicher Mensch.

Am folgenden Morgen sprach er zu Raimund: „Ich habe dich zu meinem Statthalter von Hispaniola ernannt und du wirst in wenigen Tagen mit deiner Gattin auf einem Schiffe abreisen, welches im Hafen von St. Lucar segelfertig liegt. In Karthagena erwartet Euch ein Küstenschiff, welches Euch nach St. Lucar bringen wird. Bübenhoven wird Euch dahin begleiten. Francesco Pizarro hat auf dem Festlande der neuen Welt reiche Länder entdeckt und sie theilweise für die Krone Spanien erobert. Es hängt von deinem Betragen ab, daß ich dich vielleicht bald zum Vicekönig jener Länder erhebe.“

Kaum hatte Raimund diese inhaltschweren Worte vernommen, als er ihren ganzen Sinn begriff. Der Kaiser hatte ihn zwar durch Karlotten an seine Person gefesselt und ihn zur Dankbarkeit verpflichtet, aber er sollte nichtsdestoweniger für immer aus Spanien entfernt und über das ungeheure Weltmeer in jene Länder verbannt werden, welche noch immer aus der Ferne sich halb wie eine Fabel ausnahmen. Er wußte, weshalb er fortgeschickt wurde, und die alte Bitterkeit trat ihm wieder ins Herz; aber es blieb ihm keine Wahl; er mußte gehorchen. Und damit er nicht entwischen könne, wurde ihm Bübenhoven als Wächter mitgegeben. Er sah, daß er des Kaisers Gefangner war. Die Enttäuschung war ihm fürchterlich. Die kostbaren Geschenke, die der Kaiser zurückließ, konnten Raimunds Schmerz nicht stillen, der ihn um so verzehrender marterte, je weniger er wußte, was er sich von Kar-

lotten zu versehen hatte. War auch sie im Dienste ihres Vaters, und durfte er ihr anvertrauen, was ihm das Herz so mächtig bewegte? Doch in dieser peinlichen Ungewißheit sollte er wenigstens nicht lange bleiben. Er konnte Karlotten seine Mißstimmung nicht verbergen, und zu seinem Troste erfuhr er von ihr, daß sie weniger die Tochter des Kaisers, als sein Weib, sein ihn mit ganzer glühender Seele liebendes Weib war. Auch sie war mit der Verfügung des Kaisers unzufrieden, aber sie vermochte so wenig, als er, etwas daran zu ändern.

Bübenhoven drängte zur Abreise, und schon am folgenden Tage verließ das junge Ehepaar in seiner Begleitung das einsame Schloß. Sie hatten eine Landreise von sechs Tagen bis nach Karthagena. Ein paar Maulthiere, mit ihrem Eigenthum bepackt, folgten ihren Pferden. Am dritten Tag der Reise wurden sie von einem schmucken Reiter eingeholt, dem Anschein nach einem Edelmanne des Königreichs, der nach der Hauptstadt zu reisen vorgab. Er unterhielt sich eine Zeitlang mit ihnen und zeigte sich über die Verhältnisse des Landes gut unterrichtet. Doch sprach er mehr mit Bübenhoven, mit welchem er vorausritt. In einem Orte, wo sie anhielten, um sich und die Pferde zu stärken, benutzte der Fremde die Gelegenheit, als Bübenhoven sich entfernt hatte, Raimunden einen Brief mit den Worten zuzustecken: „Leset dies. Ich weiß wer Ihr seid. In Karthagena erwarte ich Euere Antwort.“

Raimund ging bei Seite und las: „Wenn Ihr — was mehr als wahrscheinlich ist — lieber nach Afrika zu Euerm Vater, zu Verwandten und Freunden und zu Euerm Volke, die Euch alle mit Sehnsucht erwarten, gehen wollt, als nach Westindien, wo Euer ein trauriges Schicksal erwartet, so geht am Abend nach Euerer Ankunft in Karthagena östlich vom Hafen am Ufer des Meeres etwa eine Viertelmeile entlang. Der, welcher Euch diesen

Brief übergeben, wird Euch dort begegnen und Euch nähere Eröffnungen machen, Euch auch Briefe Eueres Vaters, des Dei von Algier und seiner Gemahlin Suleima übergeben. Es wird Sorge getragen werden, daß Euer Begleiter und Beaufsichtiger, der Junker von Bübenhoven, Euch nicht folgen kann."

Eine schöne Hoffnungssonne ging dem Verzweifelten in diesen Zeilen auf. Freudestrahlend gab er bald darauf dem Fremden ein zustimmendes Zeichen, worauf sich dieser bald von ihnen trennte.

In Karthagena angekommen, überzeugte sich Raimund, daß Bübenhoven den Befehl habe, ihn nicht aus den Augen zu lassen; denn er begleitete ihn auf jedem Schritt. Das Schiff, welches sie nach St. Lucar bringen sollte, lag in Bereitschaft und hatte nur auf sie gewartet, um in der Frühe des andern Morgens den Anker zu lichten. Die Reisenden sollten Abends an Bord gehen; so hatte es Bübenhoven angeordnet. Raimund begriff nicht, wie er sich losmachen solle; doch vertraute er dem Worte des Fremden. Plötzlich trat ein reich gekleideter Herr in das Hafenhaus, wo die Reisenden verweilten. Er hatte kaum die Augen auf Bübenhoven fallen lassen, als er hastig auf ihn losschritt, ihn an der Schulter faßte und in barschem Tone sagte: „Ihr seid der berüchtigte Seeräuber Sinan, genannt der Jude, der Schiffsaga Chair-Eddins und mein Gefangner. Ich verhafte Euch im Namen des Kaisers und Ihr müßt mir unverzüglich zum Richter folgen."

„Ihr irrt Euch in meiner Person," versetzte Bübenhoven ruhig. „Ich bin selbst ein Diener des Kaisers."

„Das müßt Ihr vor dem Richter beweisen. Ihr habt mir unverzüglich dahin zu folgen, und wenn Ihr Euch sträubt, so stehen die Alquacils vor der Thüre, welche Euch zwingen werden."

Bübenhoven bat Raimund eine kurze Zeit zu verziehen;

der Irrthum werde sich schnell aufklären. Kaum war er fort, als Raimund Karlottas Arm nahm und mit ihr die bezeichnete Richtung am Ufer hin einschlug. Karlotta's Neugierde forschte vergebens nach dem Grunde dieses Ganges. „Du wirst ihn bald genug erfahren," tröstete sie ihr Gatte.

Sie waren noch nicht weit gegangen, als ihnen ein Schiffer begegnete und auf sie zutrat. Sie erkannten den Fremden wieder.

„Hier ist der Siegelring Eueres Vaters!" sagte dieser, nachdem er sie mit Herzlichkeit begrüßt und ihnen einen prächtigen Ring hinhielt, in dessen Stein Raimund die Granade erblickte. „Die Briefe findet Ihr in einem Boote, das nicht weit von hier in einer Bucht versteckt liegt. Dort werdet Ihr auch einen alten Bekannten sehen, der Euch die erwünschtesten Nachrichten über die Euerigen in Algier mittheilen wird."

Raimund und die staunende Karlotta beflügelten ihre Schritte, von dem geheimnißvollen Fischer geführt. Sie erreichten mit der Nacht das Boot. Ein andrer Schiffer sprang ihnen entgegen und ergriff Raimunds Hand. Dieser stieß einen Schrei der Ueberraschung aus. Martin van der Voort war's, der vor ihnen stand und rief: „Ich grüße Euch im Namen Sidi Alnayars, deines Vaters, Chair-Eddins und Suleima's, ich grüße dich selbst! Tretet herein und leset die Briefe der Euerigen, unterdessen wird Sinan, der Befehlshaber des eine Meile von hier auf der Meereshöhe kreuzenden Schiffes, bei uns sein. Oder willst du lieber, daß ich dir meine Schicksale erzähle, seit wir uns nicht gesehen?"

Sie bestiegen das Boot. Eh' aber Raimund Zeit fand, die Briefe zu lesen, sprang jener stolze Fremdling, welcher Bübenhoven zum Richter geführt hatte, in das Fahrzeug. Im Nu setzten sich die Ruder in Bewegung, und das Boot

schoß in die dunkle See hinaus. Bald aber stieg der Mond aus den Wellen empor und sein Licht zeigte ihnen ein prächtiges Schiff. Ein Pfiff wurde dort beantwortet. Sie legten an und erstiegen auf der herabgeworfenen Leiter die Goelette, die sofort alle Segel beisetzte. Am dritten Tage lief sie im Hafen von Algier ein.

14.

Barbarossa's Eroberung von Tunis.

Zu jener Zeit war das ungeheure Gebiet von Tunis der reichste und blühendste der Staaten an der nordafrikanischen Küste. Sein Gebieter, der König Mahmed, ein hochbejahrter Greis, hatte mit den Frauen seines Harems vierunddreißig Söhne erzeugt.

Die Favorite Zaide wußte den von ihr beherrschten Dei zu der Ungerechtigkeit zu bestimmen, daß er ihren Sohn Mulei-Hassan, einen der jüngsten der Prinzen, öffentlich und gesetzlich zu seinem Nachfolger ernannte. Aber dieser Mulei-Hassan war ein Ungeheuer. Kaum hatte er durch seine Mutter das Ziel, nach welchem er gestrebt, erreicht, als er seine fürstliche Wirksamkeit damit begann, seinen Vater zu vergiften, damit dieser nicht etwa die Verfügung hinsichtlich der Thronfolge wieder ändern möchte, und alsbald nach Mahmeds Tode ließ er seine Brüder einfangen und umbringen. Einer der Aeltesten, Alraschid, hatte aber Mulei-Hassans Plan durchschaut und sich glücklich zu den Beduinen der großen Wüste gerettet. Es gelang ihm, die Scheiks einiger Stämme für seine Sache zu gewinnen und mit ihrer Hülfe Versuche zu machen, den grausamen Mulei-Hassan vom Thron zu stürzen und sich

selbst darauf zu setzen. Aber die Söhne der Wüste wurden vom Heere des jungen Königs geschlagen, und Alraschid konnte sich der Gefahr, von ihnen an Mulei-Hassan ausgeliefert zu werden, nur durch schnelle Flucht entziehen. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als nach Algier zu gehen und Chair-Eddins Gastfreundschaft und Hülfe in Anspruch zu nehmen. Dies ereignete sich im Herbste des Jahres 1534. Chair-Eddin nahm den um Schutz Flehenden mit allen Zeichen der Ehrerbietung und Freundschaft auf und machte ihm die glänzendsten Versprechungen. Kurz zuvor war Chair-Eddin vom Padischah Suleiman nach Konstantinopel eingeladen worden, und als Alraschid nach Algier kam, traf der Dei eben seine Vorkehrungen zu der großen Seereise. Suleiman hatte endlich durch Schaden einsehen gelernt, wie nöthig es sei, eine tüchtige Flotte gegen Neapel und Spanien auszurüsten und ihr einen Anführer zu geben, der an Kenntniß des Seekriegs und an Tapferkeit dem berühmten Andreas Doria nichts nachgebe und ihm die Spitze bieten könne. Es gab nur einen solchen Mann unter den Gläubigen: Chair-Eddin Barbarossa. Aber Suleiman war neidisch auf den außerordentlichen Ruf dieses Fürsten; er mochte keine Größe neben sich dulden; er wollte allein der Besieger des mächtigen Kaisers Karl sein und einem Andern nichts vom Ruhme dieses Sieges gönnen. In diesem Neide war der Grund zu suchen, weshalb der Sultan immer noch nicht auf die Vorschläge und Anerbietungen Chair-Eddins, Suleimas und Eleonorens eingegangen war. Die letzten Jahre hatten ihn aber gewitzigt. Eleonore van der Voort, die in seinem Harem lebte und der Hauptkundschafter und Berichterstatter über die europäischen Verhältnisse war, drang endlich mit ihrer Stimme durch. Im Divan wurde beschlossen, dem Dei von Algier die Bildung und den Oberbefehl einer neuen großen Flotte aufzutragen und ihn nach Konstantinopel zu rufen. Mit

dem Staatsboten, welcher dem Dei den Befehl des Großsultan überbrachte, reiste Eleonore nach Algier.

Eleonore van der Voort und Agnes von Kardona sahen sich wieder und hielten sich umarmt, zwei Frauen vom kühnsten Geiste und sich geistig verwandt in Entwerfung und beharrlicher Verfolgung außerordentlicher und abenteuerlicher Pläne und in dem unablässigen Anstreben nach demselben Ziele, dem Sturz des östreichischen Fürstenhauses, wenn auch aus ganz verschiedenen Beweggründen. Diese beiden Frauen, in ihren Charakteren so gänzlich verschieden, hatten sich doch, die Eine, wie die Andre, des weiblichen Charakters so entäußert, daß sie vor keiner That, die selbst die abgehärtetsten Männerherzen erbeben macht, zurückwichen, um ihre zügellosen Leidenschaften zu befriedigen. Aber die Eine handelte aus glühender schwärmerischer Liebe für ein edles niedergetretenes Volk, dessen Tochter sie war, die Andre aus glühender Rache für erlittene Schmach, die sie doch selbst verschuldet und indem sie das niedergetretene Volk, dessen Tochter sie war, aus den Fesseln, die ihm unwürdige Machthaber angelegt, befreien zu wollen vorgab, würdigte sie selbst den gemißhandelten Genius der Freiheit zum Befriediger ihres Rachedurstes herab. Jene war von einer Abenteuerin zur Gemahlin eines geistesstarken thatkräftigen Fürsten emporgestiegen; diese aus glänzenden Verhältnissen zur verwegensten Abenteuerin herabgesunken. So sahen sie sich wieder. Eleonore hatte fast schon das Aussehen einer Greisin, obgleich sie erst vierundfunfzig Jahre alt war, aber ungeheure Strapazen hatten ihre Spuren in diese einst so schönen Züge verwüstend eingegraben, nachdem sie von Donna Juana's mörderischer Scheere zuerst durchwühlt worden waren. Nichts desto weniger war sie immer noch eine stolze Gestalt. Agnes, oder vielmehr Suleima, zwölf Jahre jünger, hatte sich neben der imponirenden Würde

ihrer Gestalt auch noch einen großen Theil ihrer Schönheit erhalten oder vielmehr wiedergewonnen.

Jetzt wollten sich diese beiden Frauen vereinigen, um die Welt in Flammen zu setzen.

Sie theilten sich einander ihre Schicksale und Erlebnisse mit.

„Ich habe eine Wiedergeburt erfahren, wie selten ein Weib,“ sagte Suleima. „Ich hatte mich meines Volkes, meines Zieles, ja meiner selbst unwürdig gemacht, ich hatte mich an dem verhaßten Gegenstand meiner schmählichen Leidenschaft, jenen elenden Markgrafen von Brandenburg, gerächt, aber nun war mir das Leben zuwider, und ich stürzte mich in das Meer, um den Tod zu suchen, der noch mein einziger Wunsch war. In der Meerbucht, in welcher ich sterben wollte, lag die Barke eines Raubschiffes Chair-Eddins. Er selbst war's, der mich für todt aus dem Wasser zog, und stundenlang lag ich besinnungslos. Als ich die Augen aufschlug, stand mir der kühne Seeheld gegenüber und begrüßte mein neues Leben mit Jubel. Ich befand mich auf seinem Schiffe, und er führte mich nach Algier in seinen Harem. Mein früheres Leben war gleichsam untergegangen im Meere, und als eine Wiedergeborne stieg ich daraus empor. Nun erst fand ich die mir angemessene Bestimmung; ich war die Favorite eines Mannes, der mich verstand und für die Triebe meines Geistes nicht nur die entsprechenden Triebe im eignen Geist, sondern auch die starke ausführende That, den kräftigen Willen und die mächtige Stellung hatte. Wir erkannten schnell, daß wir für einander geschaffen waren, und wir haben unser Leben dieser Erkenntniß gemäß eingerichtet. Wäre der Sultan Suleiman auf unsre Pläne eingegangen, er wäre jetzt Herr von Europa, und er wird es noch werden, wenn er es jetzt nicht verschmäht, wie seine Einladung zu beweisen scheint, darauf einzugehen.“

„Er wird es nicht. Der Vezier hat sich endlich überzeugt, daß ich Recht hatte. Er war mein Gegner. Nun haben sie den Schaden und werden es besser machen. Um etwas Großes zu vollbringen, gehört der rechte Mann an den rechten Ort. Glaube mir, von Suleiman ist mehr Geschrei, als er werth ist. Ein wildes Strohfeuer, weiter nichts. Ins Maßlose ausschweifende Selbstüberschätzung mit dem prächtigsten Wortschwall. Soll's zur That kommen, sind plötzlich die Sterne nicht günstig. — O, wenn ich je den rechten Mann für mich gefunden hätte, wie du: was hätten wir zusammen ausgerichtet! Nur wahre Geistesgröße ist zum Herrschen geboren; die Natur hat ihr den Stempel der Hoheit und Macht auf die Stirn gedrückt, und Alles, was sie unternimmt, ist groß und gut, wenn es der beschränkte Verstand der Massen auch nicht begreift. — Sieh, ich war eine geborne Königin, wie du; aber mir bot kein geborner König die Hand zur Rettung und Vereinigung. Auch ich lernte einen großen geistesstarken Mann kennen, einen gebornen König, einen Einzigen. Aber nicht mir bot er die Hand, sondern meiner jüngern und schönen Schwester. Er hieß Gaismeier und hätte Beherrscher seines Vaterlandes Tyrol werden müssen. Aber er erlag seinem Geschick. Ich habe keinen zweiten wieder gefunden. — Doch sage, wo ist meine Schwester Martha?"

„Beim Sidi Alnayar in Konstantine. Alnayar hat sich die große Aufgabe gestellt, das fruchtbare Land auf europäische Weise bebauen zu lassen und verwendet dazu zahlreiche Christensklaven. Martha ist seine Pflegerin; denn er ist alt geworden. Als sie ihr Geschick vor sechs Jahren an die Küste von Algier führte, kam sie ihm wie gerufen. Er bedurfte einer Christin, wie sie ist, für sein Haus, und sie hat sich gut in ihre Lage gefunden."

„Wohl ihr, daß auch sie im Ruhehafen eingelaufen!

Sie war nicht für große Dinge geschaffen. Ich werde sie sehen und mich freuen. — Lebt Raimund bei seinem Vater?"

„Ja, aber ihm gefällt die ruhige Einförmigkeit dieses Lebens nicht. Er richtet den sehnsüchtigen Blick nach Spanien hinüber. Die Krone von Granada ist das Ziel seiner heißen Wünsche, und Martin nährt seine Hoffnungen mit den Nachrichten, die er ihm von unserm Volke drüben oft bringt. Denn dein Sohn ist unermüdlich, wie du selbst, und uns von unschätzbarem Werth. In den mannichfachsten Verkleidungen durchirrt er das Meer und die Küstenländer. Er ist unser bester Kundschafter in Spanien und Neapel, er unterhält unsre Verbindung mit dem Könige von Frankreich. Und wo es reiche Beute zu machen gibt, weiß er stets anzugeben. Chair-Eddin und ich halten ihn hoch."

„Es freut mich, sein Lob zu vernehmen. Ich habe Lust ihn auf seinen Fahrten zu begleiten. Ja, auch ich werde in Spanien für unsere Zwecke persönlich zu wirken suchen."

Es wurden vorläufig mancherlei Pläne von den beiden Frauen verabredet. Diesen unbestimmten Plänen gab Alraschids Erscheinen am Hofe in Algier bald genug bestimmte Gestalt und Richtung. Es stellte sich nämlich schon am ersten Tage seines Aufenthaltes für die Herrscherfamilie klar heraus, daß der Prätendent des Thrones von Tunis ein sehr mittelmäßiger Kopf, ein sehr gewöhnlicher Mensch war, der kein andres Recht vor seinem jüngern Bruder aufzuweisen hatte, als das der frühern Geburt, welches aber eben kein Recht war. Inzwischen behauptete er eine starke Partei in Tunis zu haben, welche Mulei-Hassan durch furchtbare Grausamkeiten täglich vermehre.

„Der Thron von Tunis muß dein werden!" rief Suleima ihrem Gemahl zu, als er allein in ihren Gemächern

war. „Du mußt diese Länder zu einem großen Königreich vereinigen. Dann bist du der gewaltige Herr des Meeres bis an die Pforten von Neapel und Rom, dann steigst du ungehindert an den Küsten Spaniens und Frankreichs ans Land. Spanien und Neapel sind in deine Hand gegeben, und mit Suleiman im Bunde wirst du das Christenkreuz unter deine Füße werfen und den stolzen Habsburger vernichten.“

Sie gab ihm den Weg an, wie er sich in Besitz von Tunis zu setzen habe, und Chair-Eddin umarmte entzückt das kühne umsichtige Weib.

Der Dei machte dem Fürsten Alraschid den Vorschlag, mit ihm nach Konstantinopel zu reisen, um den Großsultan für seine Angelegenheit zu gewinnen. Wenn eine Flotte des Großherrn ihn nach Tunis zurückbringe, werde Mulei-Hassan ohnmächtig die Flucht ergreifen. Diese Aussicht schmeichelte Alraschids Wünschen ungemein; er ging in die künstlich verdeckte Falle und bestieg das Schiff, welches ihn mit Chair-Eddin nach der hohen Pforte führte. Zuvor aber ließ er seine Anhänger in Tunis durch einen geheimen Boten unterrichten, er werde bald mit einer türkischen Flotte kommen und mit einem starken Heere den Thron seiner Väter in Besitz nehmen.

Chair-Eddin, der gewandte Grieche, spielte am Hofe des Großherrn seine Rolle vortrefflich und wußte den eiteln Suleiman, den Großvezier, die schöne Roxelane und alle Personen von Einfluß durch geschmeidiges unterwürfiges Wesen für sich zu gewinnen. Suleiman, glühend vor Begierde, Europa zu erobern, beauftragte den Dei mit der Bildung der Flotte. Der Angriffsplan auf Neapel und Südspanien wurde verabredet. In diesen Eroberungsplan paßten die Ereignisse vortrefflich. Tunis war ein selbstständiges Königreich. Chair-Eddin wußte dem Sultan begreiflich zu machen, daß dieses große Reich ihm ebenfalls

unterworfen werden müsse, wie Algier, um Einheit der Kräfte zu erzielen. Sei Suleiman Herr der nordafrikanischen Küstenländer, dann habe die Flotte einen Hintergrund, der sie unüberwindlich machen müsse. Gut geführt, werde sie ihm dann bald auch die europäischen Küstenländer des Mittelmeers unterwerfen. Suleiman war entzückt von dieser Aussicht. Chair-Eddins Plan wurde genehmigt.

Mit scheinbar überschwenglicher Großmuth versprach der Großherr dem hülfesuchenden Fürsten von Tunis jede Unterstützung. Die Flotte, welche ihn heimführen, das Heer, welches ihn auf den Thron setzen sollte, wurden vor seinen Augen ausgerüstet. Alraschid sah sich im Geist schon auf dem Throne. Der unglückliche Thor! In der Stunde, in welcher die Flotte absegelte, als er schon von seinem hohen Gönner sich verabschiedet hatte, wurde er verhaftet und in einen Kerker geworfen, den er nur als Leiche wieder verließ.

Suleima hatte unterdessen Alraschids Partei in Tunis mit immer neuen Hoffnungen zu nähren gewußt. Ihre geheimen Sendboten überbrachten die günstigsten Nachrichten. Bald bewährte sich ihre Wahrheit. Wie ein Sturmwind vor dem Gewitter flog die Kunde von dem Herannahen einer großen türkischen Flotte unter Chair-Eddins Führung über das Mittelmeer und die Länder zu beiden Seiten desselben, und verbreitete Furcht und Schrecken. Die Küsten von Kalabrien und Sicilien wurden von Chair-Eddin verwüstet, die Insel Malta, erst vor vier Jahren dem Johanniter-Orden vom Kaiser Karl übergeben, wäre fast in die Hände des großen Seeräubers gefallen, der sich eines Tags mit zweihundertundfunfzig stolzen Schiffen im Meerbusen von Tunis vor Anker legte. Er setzte seine Völker ans Land, und die Festung Goletta, welche den Meerbusen beherrscht, fiel schon am folgenden Tage durch

den Verrath ihres Befehlshabers in seine Hand. Er ließ überall bekannt machen, er führe Alraschid auf der Flotte und handle in seinem Namen. Der Fürst liege krank auf dem Admiralschiff. Mit dieser Kunde ließ er die Stadt auffordern, sich ihm zu ergeben.

Alraschids Partei, schon lange geschickt auf die Ankunft ihres Hauptes vorbereitet, erhob sich mit den Waffen in der Hand. Die übrige Bevölkerung, müde der kindischen Grausamkeit Mulei-Hassans, schloß sich ihr an. Ganz Tunis rief nach dem Befreier Alraschid, und der junge Tyrann konnte nur das nackte Leben durch die eiligste Flucht retten. All seine Schätze blieben zurück. Jubelnd wurden die Thore dem großmüthigen Befreier Chair-Eddin geöffnet, und er zog in der Mitte seiner Krieger ein und verfügte sich auf die Citadelle, welche die Stadt beherrschte.

Immer und immer ertönte Alraschids Name auf den Straßen, aber vergebens sah sich die begeisterte Menge nach ihm um. „Wo ist er?" — „Auf dem Admiralschiff!" — Hunderte segelten auf Booten hinaus. Er war nirgend zu finden, und die Türken verlachten die Betrogenen mit Hohn. Neues Geschrei erhob sich, der fürchterliche Betrug war offenkundig. Alles lief wüthend zu den Waffen und stürmte mit Verwünschungen Chair-Eddins gegen die Citadelle. Der schlaue Dei war auf diesen Anfall vorbereitet. Ein mörderisches Feuer aus den Kanonen der Veste empfing sie, warf sie nieder, jagte sie in die Flucht. Die ungeordneten Haufen zerstoben; Chair-Eddin war Herr der Stadt und des Landes. Mit Trompetenschall ließ er verkünden, daß er Tunis für seinen Herrn den Großsultan Suleiman in Besitz genommen, und daß Jedermann diesen als Landesherrn und Gebieter zu huldigen habe. Ebenso ihm, dem Dei von Algier, als Statthalter und Unterkönig.

Und die Tunesen huldigten. Der Streich war geglückt. Das Land lag zu den Füßen des Seeräubers, und Suleima hielt ihren prächtigen Einzug.

15.

Ein romantischer Plan des Kaisers.

Kaiser Karl hielt Hof in der Alhambra zu Granada. Er erachtete seine Anwesenheit in der alten maurischen Königsstadt für nothwendig, um jedes aufrührerische Gelüst des Moresken-Volks im Keim zu ersticken. Eine drohende Heeresmacht deutscher Reiter und Landsknechte hatte ihn begleitet. Die blutigste Strenge hing über dem armen Volke der Araber. Aber hoffend blickte es nichtsdestoweniger nach Afrika hinüber, von wo es seinen Retter erwartete. Chair-Eddin Barbarossas Name war nach der Eroberung von Tunis im Munde aller Mauren in Spanien, und die Gerüchte von seinem Thun und Treiben überboten sich in Seltsamkeit und Abenteuerlichkeit. Er werde mit furchtbarer Heeresmacht nach Spanien herüberkommen, hieß es, und einen jungen König aus dem alten Herrscherstamme herüberführen und auf den Thron setzen und das Land für ihn erobern. Dann werde er Neapel gewinnen und der Herrschaft des Kaisers in diesen Ländern ein Ende machen. Er werde den Papst aus Rom treiben und den Islam zur Herrschaft bringen. Denn zu gleicher Zeit werde der Sultan Suleiman über Ungarn in Deutschland einfallen und von Norden her Italien erobern. Was ein niedergedrücktes, unter dem eisernen Fußtritt des Despotismus schmachtendes Volk wünscht und ersehnt, das glaubt es auch. Die ausschweifendsten Gerüchte fanden

bei den Mauren Glauben, und die Aufregung unter ihnen stieg mit jedem Tage.

Der Kaiser sah von dem hohen Königsschlosse ernst und bekümmert in die verwickelte Lage der Dinge und die für ihn sich daraus erhebende Gefahr. Er verkannte diese Gefahr nicht. Zwar hatte ihn der Tod im Herbst von einem lästigen und zweideutigen Freund befreit, mit welchem er nie einen aufrichtigen Frieden haben konnte. Klemens VII., der ränkevolle Mediceer, war plötzlich nach kurzer Krankheit im 56. Lebensjahre vom Stuhl Petri in die Gruft gestiegen, nachdem er kurz zuvor die Vermählung seiner Nichte mit dem französischen Prinzen zum größten Verdruß des Kaisers gefeiert hatte, und Alexander Farnese, dem Kaiser stets ergeben, hatte, von den Kardinälen gewählt, als Paul III. den päpstlichen Thron bestiegen, dem Kaiser ein treuer Bundesgenosse. Desto treuloser hatte sich Karls Schwager und alter Feind, der König Franz, ihm gezeigt. Auf der einen Seite hatte er offen ein Bündniß mit Suleiman abgeschlossen, eine Gesandtschaft nach Konstantinopel geschickt und eine türkische empfangen, auf der andern hatte er die protestantischen Stände in Deutschland an sich zu locken gesucht und ihnen schöne Versprechungen gemacht. König Heinrich von England war ebenfalls mit dem Kaiser zerfallen und stand im Begriff wegen seiner Ehescheidung von des Kaisers Tante sich und sein Land vom päpstlichen Kirchenregiment loszusagen.

Die Gerüchte von neuen großen Rüstungen Suleimans wurden durch Nachrichten von König Ferdinands Partei in Ungarn bestätigt; die Einnahme von Tunis durch Chair-Eddin und die Unterwerfung dieses Königreichs unter Suleimans Oberhoheit war ein höchst wichtiger und in seinen Folgen sehr bedrohlicher Moment für Karl. Er erfuhr durch seine Kundschafter, wie eifrig Chair-Eddin an der stärkeren Befestigung von Goletta und von Tunis selbst

arbeiten lasse, wie die türkische Flotte unter seinem Oberbefehle vergrößert werde, mit welcher Pracht und Macht der Seeräuber als König in Tunis sich gebahre. Dabei nahmen die frechsten Räubereien auf dem Mittelmeer und an den spanischen und neapolitanischen Küsten mit jedem Tage zu. Kein spanisches und neapolitanisches Schiff durfte sich mehr aus dem Hafen wagen; die tunesischen Kaper durchschwärmten das Meer nach allen Richtungen, ihre zügellose Besatzung überfiel die Dörfer und Städte oft weit in das Land hinein, warf Alles nieder, was sich ihrer Brutalität widersetzte und führte Menschen und Thiere, Hab und Gut mit sich fort. Auf diese Weise wurden Tausende von Menschen in die Sklaverei nach Tunis geschleppt und waren dort, wenn ihre Verwandten nicht ein hohes Lösegeld bezahlten, den härtesten Arbeiten und Entbehrungen unterworfen. Die Klagen über dieses unerträgliche Raubwesen aus Sicilien, Neapel, aus den balearischen Inseln, Katalonien, Valencia, Murcia, Granada und Andalusien mehrten sich mit jedem Tage vor dem Kaiser. Aber eben so wenig blieben die portugiesischen Küsten verschont, ja selbst bis an die französischen Küsten wagten sich die verwegenen Korsaren. Die Johanniter-Ritter auf Malta konnten sich ihrer kaum mehr erwehren und waren fort und fort in Gefahr von ihnen ganz aufgerieben zu werden. Das Uebel wurde dadurch vermehrt, daß fast Alle, welche von maurischem Blute abstammten, den tunesischen Räubern offen oder heimlich anhingen und ihnen allen Vorschub gegen die spanische Bevölkerung leisteten. Je größer die despotische Strenge war, desto wilder der Fanatismus, mit welchem sie ihre baldige Befreiung und Erhebung durch die afrikanischen Brüder verkündeten. Die bürgerliche Ordnung wurde durch dieses unerhörte Unwesen vernichtet, der gesellschaftliche Zustand in den Küstenländern in völlige Auflösung versetzt, und endlich war

wirklich von Chair-Eddin das Aeußerste zu befürchten. Das waren Dinge, die das Herz des Kaisers mit Kummer und Besorgniß erfüllen mußten. Ihn erfreute nicht die zauberische Schönheit des Frühlings, der seine kostbaren Gaben in üppiger Fülle über die Veja von Granada ausgeschüttet hatte, er war nur mit dem Gedanken beschäftigt, wie er dem tollen Raubwesen ein Ende machen und dem gedrohten großen Angriff von Tunis zuvorkommen könne. Denn die ganze Küste durch Heeresmacht zu schützen, war unmöglich.

Mitten in diesen Sorgen wurde Karl von einem unerwarteten Besuche überrascht. Es war Mulei-Hassan, der junge aus Tunis vertriebene König, dem es nach langen Irrfahrten geglückt war nach Spanien überzusetzen. Er erschien als Hülfeflehender; der vertriebene König kam, um den mächtigen Kaiser, der Moslem den Beschützer der Christenheit anzurufen, daß er ihm wieder zum Reiche verhelfen möchte. Diese Bitte schmeichelte Karls Eitelkeit. Konnte es einen größern Ruhm für ihn geben, einen glänzenderen Beweis für seine Uneigennützigkeit, welche König Franz immer zu verdächtigen suchte, als wenn er dem muhamedanischen Könige zu seinem Rechte verhülfe? Karl übersah mit einem Blick, welch ungeheurer moralischer Gewinn in der Meinung der ganzen Welt ihm aus solcher großmüthigen That erwachsen mußte, und daneben erreichte er seine eignen Zwecke. Von Stund an war er entschlossen, einen Kriegszug gegen Tunis zu thun, und zwar in eigner Person. Noch hatte er nicht Gelegenheit gehabt, sich als Kriegsheld auszuzeichnen; Suleiman hatte ihn vor drei Jahren um diese Ehre, nach der er so sehr geizte, durch den unerwarteten Rückzug betrogen. Jetzt bot sich ihm eine unvergleichliche Gelegenheit, den Ruhm, der ihm noch fehlte, im höchsten Glanze zu erwerben. Er behandelte den König Mulei-Hassan mit aller Auszeichnung, die einem

gekrönten Haupte schuldig zu sein in seinen Begriffen von königlicher Würde lag. Mulei-Hassans Bedürfnissen wurde nicht nur schnell abgeholfen, er wurde mit orientalischer Königspracht umkleidet. Karl führte dann seinen Gast nach Madrid an den Hof, wohin er die Königin Germaine mit ihrem jetzigen Gemahl, dem Prinzen von Kalabrien, einlud.

Dieser Prinz war der eigentliche Erbe des Königreichs Neapel, der letzte Spross aus dem aragonischen Königshause. Bei seiner Vermählung mit Germaine hatte er seinen Ansprüchen an Neapel zu Gunsten des Besitzers entsagt und war nun der leichten Gefangenschaft oder Beaufsichtigung entlassen. In der That war von diesem nicht mehr jungen Fürsten für den Kaiser nichts zu fürchten. Er war ein freundlicher wohlwollender Herr, der nichts mehr als Musik liebte und selbst mehre Instrumente mit Fertigkeit spielte. Zur Erlernung derselben hatte er in seiner langen Gefangenschaft die beste Muße gehabt. Nun lebte er auf den Gütern seiner Gemahlin in Aragonien und hielt sich zu seiner Unterhaltung eine Kapelle. All seine Bedienung und Umgebung mußte musikalisch sein. Dies war nicht nur auch mit seinem Beichtvater, dem Pater Philipp der Fall, sondern derselbe war sogar sein Kapellmeister. Dieser Geistliche war derselbe Mensch, welcher einst als Knabe mit seinem schönen Gesang und Lautenspiel die wahnsinnige Königin Donna Juana erfreut hatte, den sie als Philipp und Sohn ihres Gemahls von der schönen Kaufmannsfrau in Antwerpen so sehr geliebt und dann so tödtlich gehaßt hatte, daß er ihr nicht mehr unter die Augen hatte kommen dürfen. Er war jener arme Leinwebersohn aus der Fuggerei in Augsburg, der Pathe des wackern Knechts Veit Schellenberger; er war's, dessen Glück dadurch begründet worden, daß Jakob Fugger ihn für Martin van der Voort auszugeben beabsichtigt hatte

und der auf Agnes von Kardona's Betrieb nach Spanien geführt worden war, um den Versuch zu machen, ob die Königin Juana nicht durch ihn herzustellen sei. Der Kaiser hatte, so lange er in dem Wahne war, dieser junge Mensch sei der natürliche Sohn seines Vaters, ihn für eins der höchsten Kirchenämter bestimmt und ihm deshalb eine geistliche Ausbildung geben lassen. Heinz Gogel, das Augsburger Stadtkind, hatte aber, seiner Naturanlage folgend, zumeist Musik getrieben und in den theologischen Studien sehr geringe Fortschritte gemacht. Später, als der Kaiser erfahren, wer sein Schützling eigentlich war, hatte er ihm die Priesterweihe ertheilen lassen und sich nicht mehr um ihn bekümmert. Musik und Gesang hatten dem guten Pater von Augsburg eine schöne Existenz verschafft; der Prinz von Kalabrien hielt ihn höher, als irgend einen Kleriker, den Papst selbst nicht ausgenommen. Heinz lebte als Pater Philipp mit dem Fürsten auf gleichem Fuße und begleitete denselben auf jeder Reise. So kam er auch jetzt mit an den kaiserlichen Hof, um bei Gelegenheit sich vor demselben hören zu lassen; denn der Prinz that gern groß mit ihm.

Heinz war ein stattlicher Mann geworden und hatte das spanische große Wesen angenommen; er war gewohnt mit Fürsten, Granden und Hofleuten umzugehen; er war selbst ein Hofmann. Sein prächtiger Bauch zeugte davon, daß er ein Verehrer der fürstlichen Küche, sein dunkelrothes pockennarbiges breites Antlitz, daß er auch ein Verehrer des fürstlichen Kellers war.

Dieser treffliche Mann lag eines Tages auf dem Lotterbette in behaglicher Ruhe, eine Flasche Xeres vor sich auf dem Tische und dachte über eine neue Kunstleistung nach, die er zu Ehren des jungen tunesischen Königs vor dem Hofe ausführen sollte, als sein Diener ihm einen Fremden meldete. Der Pater winkte herablassend seine Zustim=

mung und — Martin van der Voort trat in das reiche Gemach. Da standen sie sich wieder gegenüber, deren Schicksal so seltsam mit einander verflochten war, wie sie sich einst auf dem Hasenhofe einander gegenüber gestanden hatten. Aber welch ein Unterschied zwischen beiden! Der Sohn des Leinwebers gleisend von Wohlleben, der Sohn des Königs mager, gebräunt von der afrikanischen Sonne, die Züge tief gefurcht von den Mühen und Anstrengungen eines rastlosen Lebens, gebeugt von der Macht seines feindseligen Geschicks, in schlechter, fast armseliger Kleidung. Der Pater erkannte ihn auf den ersten Blick. Die gegenseitige Begrüßung war eben nicht sonderlich herzlich.

„Mein frommer Pater,“ sagte Martin, nachdem sie sich nach ihren Befinden erkundigt hatten, „Euch geht es gut und mir schlecht. Ihr seid durch mich in die Wolle gekommen; es ist billig von Euch, daß Ihr mir wieder hinein helft. Es gab eine Zeit — aber es ist schon lange her — als ich, ohne es selbst zu wissen, eine so wichtige Person war, daß man zu meinem Schutze für nöthig fand Euch für mich auszugeben. Ich war der Sohn des Königs von Spanien, und Ihr mußtet ihn spielen. Heute wissen die, welche es angeht, wer ich bin, aber ich bin keine wichtige Person mehr. Der Kaiser zürnt mir, ich bin in Armuth und Elend gerathen. Ich bin also zu Euch gekommen, um Euere Hülfe anzurufen.“ Hierauf erzählte er die Geschichte seiner Schicksale, halb Wahrheit, halb Lüge, wie alle seine Berichte über sich, und schloß mit dem Vorschlage, der Pater möge ihn zuerst mit dem Prinzen von Kalabrien bekannt machen. Darauf baute er den Plan, daß die Königin Germaine sich seiner annehmen und ihn der Kaiserin empfehlen möchte. Durch diese hoffte er endlich die Gnade des Kaisers wieder zu erlangen. Vielleicht war es sein Ernst damit, wahrscheinlicher war, daß er wieder einen zwiefachen Plan hatte und keinen mit Treue

verfolgte. Glückte der eine nicht, mußte der andre glücken. Er spielte wohl wieder dieselbe zweideutige und falsche Rolle, wie in Augsburg zur Zeit des Reichstags, jene listige Doppelrolle, welche seiner Natur angemessen war. Der Pater Philipp war im Grunde doch eine gutmüthige deutsche Haut geblieben. Obgleich ihm Martin keineswegs gefiel, ging er doch auf dessen Vorschläge ein. Zuerst verschaffte er ihm adlige Kleidung; dann sprach er mit dem Prinzen über ihn. Dadurch nun, daß die Königin Juana noch lebte und zwar in jenem traurigen Wahnsinn, der Folge des Minnehandels, welcher Martinen ins Leben gerufen, war das Andenken an jene Begebenheit, welche damals so ungeheures Aufsehen gemacht hatte, immer frisch erhalten worden, und Martin wurde zu einer interessanten Persönlichkeit. Der Prinz gutmüthig, neugierig und versessen auf solche Hof- und Kabinetsstücke, ließ sich den berüchtigten Königssohn sogleich zuführen; und es gelang dem schlauen Martin schnell, den schwachen Mann für sich zu gewinnen. Denselben Tag noch stellte der Prinz ihn seiner Gemahlin vor, deren lebhaftes Interesse für ihn rege geworden war. Am Abend schon erfuhr die Kaiserin von ihm. Sie war auch ein Weib, und Martins Angelegenheit recht für Frauen geeignet. Isabella und Germaine waren entschlossen Alles, was ihnen möglich, für den Unglücklichen zu thun; er mußte ihrer Meinung nach wenigstens zum spanischen Granden erhoben werden.

In einer geheimen Audienz bei der Kaiserin, welcher Germaine beiwohnte, wußte Martin durch geschickte Erzählung seiner Schicksale die beiden Frauen tief zu rühren. Hinsichtlich des Verraths der Dokumente in Augsburg wusch er sich schneeweiß und wälzte alle Schuld auf Raimund, der durch seine Flucht nach Afrika dem Hofe überdies verdächtig geworden war.

So weit war für Martin Alles nach Wunsch ge-

gangen, aber kaum hatte der Kaiser seinen Namen aus Isabella's Munde vernommen, als sich seine Züge verfinsterten und ein Wort des Unwillens über seine sonst so schweigsamen Lippen glitt. Die beiden fürstlichen Frauen hatten Mühe ihn von dem schnell gefaßten Entschluß, den Verräther verhaften und den Verrath streng untersuchen zu lassen, abzuhalten, und nur durch die Vorstellung, daß sich eine solche Untersuchung nach fast fünf Jahren und in Madrid ganz unmöglich führen lassen würde, gab er ihn auf. Aber Martin zu sehen, ihm eine Gnade zu erzeigen, ihm Mittel zu seinem Unterhalte anzuweisen dazu war er nicht zu bewegen, und erklärte der Kaiserin kurz: Er wolle sich in Tunis selbst überzeugen, ob Martin schuldig oder nicht, ob der Verdacht, den er gegen ihn hege begründet sei oder nicht.

Damit waren freilich die Frauen nicht zufrieden. Je härter der Kaiser war, desto mehr erfreute sich Martin ihres Schutzes und ihrer hohen Gunst. Sie machten heimliche Oppositionen gegen den Kaiser. Martin wurde von ihnen, vom Prinzen von Kalabrien und mehren vornehmen Hofherrn und Damen, wie der natürliche Königssohn behandelt und erhielt von der Kaiserin und der Königin einen standesmäßigen Unterhalt. Die beiden Frauen schrieben seinetwegen sogar an die Schwestern des Kaisers, an die Königin Eleonore von Frankreich und an die Königin Katharina von Portugal. Die letztere, die jüngste Schwester des Kaisers, war nämlich mit dem Könige Johann III. von Portugal, dem Bruder der Kaiserin, vermählt.

Der Kaiser war mit seinem Vorhaben, einen großen Kriegszug nach Tunis selbst zu führen, so sehr beschäftigt, daß er an allen andern Angelegenheiten wenig Theilnahme zeigte. Es war, als sei plötzlich der romantische Geist seines Großvaters Maximilian über ihn gekommen, und

alle Welt war erstaunt, den nüchternen, kalten, Alles wohl überlegenden und abwägenden Karl sich in ein so gewagtes und zweifelhaftes Unternehmen gleichsam stürzen zu sehen. In der That grenzte sein Eifer für diese Sache ans Fabelhafte. Nachdem er dem König Mulei-Hassan durch einen Vertrag sich verbindlich gemacht, ihn mit Kriegsmacht nach Tunis auf den Thron zurückzuführen, ließ er ihn mit einer Escadrille nach Afrika übersetzen, damit er dort unter seinen Freunden und Anhängern ein Heer zusammen bringe. Er selbst setzte rasch seine Hebel in Bewegung. Seine Boten flogen gleichsam nach allen Winden, um ein mächtiges Heer zu schaffen, nach den Niederlanden, nach Deutschland, Böhmen, Neapel, Sicilien, Malta, nach Genua zu Doria, nach Lissabon. Der Hafen von Cagliari wurde zum Versammlungsorte aller Schiffe bestimmt. Ganz Europa sprach in kurzer Zeit von nichts anderm, als von dem abenteuerlichen Zuge, welchen der Kaiser vor hatte. Karl kehrte sich nicht an die mißbilligenden Urtheile in seiner Nähe und aus der Ferne, nicht an die Abmahnungen seiner Minister und Räthe, nicht an die Bitten seiner Gemahlin und Verwandten. Er wollte sich nicht allein Kriegsruhm erwerben, er wollte nicht allein über die Feinde der Christenheit siegen oder für den heiligen Glauben sterben: es hatte sich seiner ein seinem Charakter widersprechender Fanatismus bemächtigt; er wollte vorzüglich mit diesem Zuge gegen die Ungläubigen eine geheime Schuld sühnen, die ihn seit fünf Jahren drückte, die Leidenschaft für seine Schwester Maria.

Mitten in diesen großartigen Vorbereitungen wurde Martin van der Voort eines Morgens vermißt, und hinterließ seinen großmüthigen Beschützerinnen die Beschämung, daß der Kaiser hinsichtlich seiner Recht gehabt. Zum Glück fragte Karl nie nach ihm, und so machte seine treulose Entweichung kein Aufsehen. Martin hatte sich überzeugt, daß er vom Kaiser niemals etwas zu hoffen haben werde, und

so floh er mit den Notizen, die er gesammelt, wieder zu Chair-Eddin, der ihn als Kundschafter an den spanischen Hof gesandt hatte. Hätte er hier sein Glück gemacht, wäre er den Mauren untreu geworden. Des Kaisers Widerwille gegen ihn führte ihn nach Tunis zurück.

16.

Afrikanische Rüstungen und Hoffnungen.

Eleonore van der Voort war mit Suleima nicht nach Tunis gegangen. Sie hatte sich in das Haus des Sidi Alnayar in Konstantine übergesiedelt, dem ihre Schwester Martha vorstand. Der alte Herr konnte sich nämlich niemals entschließen, dem europäischen häuslichen Leben, dessen Reize er so viele Jahre genossen, zu entsagen. So war Martha eigentlich die deutsche Wirthschafterin in dem maurischen Hause. Raimund und seine Gemahlin lebten mit dem endlich gefundenen Vater in herzlicher Eintracht und Liebe. Es schien, daß das Schicksal ermüdet sei, diese Menschen in wirren und trüben Verhältnissen umherzutreiben, als wolle es ihnen durch stilles Glück und Ruhe die Leiden der Vergangenheit vergelten. Raimund hatte den Glauben seiner Väter und den Namen Abul Kasim angenommen. Karlotta war natürlich seinem Beispiele gefolgt. Alnayar hatte sich jeder Betheiligung an den politischen Kämpfen und Bestrebungen seines Volks entschlagen. Es war jene elegische Stimmung über ihn gekommen, jene verklärte Wehmuth des Alters, das ein Leben voll Leiden und bittrer Täuschungen hinter sich hat und an keine Verwirklichung seiner hochherzigen Bestrebungen mehr glaubt. Mit Chair-Eddins Hause stand Alnayar in fast gar keiner Verbindung. Was konnte der edle, sanfte, duldende, im

kleinen Kreise still schaffende und nur in solchem geräuschlosen und bescheidnen Wirken sein einziges Glück noch findende alte Mann auch mit dem kühnen, hochstrebenden, ehrgeizigen Korsaren gemein haben? Es war natürlich Alnayars Wunsch, daß sein Sohn an diesem stillen Leben und Schaffen ebenfalls Geschmack, daß auch er sein Glück darin finden möchte. Dies schien auch Anfangs der Fall zu sein. Auch Raimund hatte nur wenige Besuche im Hause des Dei von Algier gemacht. Aber es schien nur, und unter den ruhigen Zügen, die er seiner Umgebung zeigte, barg er eine glühende leidenschaftliche Seele, die mit gewaltigen Plänen und großen Ideen schwanger ging. Es trieb und drängte ihn für sein Volk etwas Großes zu thun, es aus dem Staube, in welchen es vom christlichen Despotismus getreten worden, aufzurichten und wieder zu Macht und Größe zu erheben. Und er war nicht einsam mit seinen Gedanken; er brauchte nicht auf sich selbst gewiesen, unverstanden und nur von der eignen Glut zehrend, zu verkümmern. Das Schicksal hatte ihm durch Kaiser Karls Hand eine hohe Gunst erzeigt und ihm in seinem Weibe eine seiner würdige Gefährtin gegeben. Kam bei Karlotten vielleicht auch der Trieb weiblicher Eitelkeit hinzu, sich mit königlichem Glanz geschmückt zu sehen, die sie ja von Vater und von Mutter aus königlichem Blute entsprossen war: genug sie harmonirte mit ihrem Gatten, sie baute mit phantastisch kühnem Sinne an dem schimmernden Tempel seiner künftigen Herrlichkeit; sie nährte mit liebender Hand in der Zurückgezogenheit des Harem die Flamme seiner aufstrebenden Geisteskraft. Granada war das Ziel ihrer Wünsche; die Alhambra stand als leuchtendes Bild vor ihrer Seele.

Martha Bry's sich am Boden haltende, im kleinen, schön und behaglich ausgestatteten Kreise sich gefallende Geistesthätigkeit war nicht zur Verbündeten des jungen

Ehepaars gemacht; ihre Wirksamkeit befriedigte den Vater; denn sie schaffte seinem Alter ein Leben voll still heitrer schöner Genüsse. Mit Eleonoren trat dagegen der aufreizende böse Dämon in das friedliche Haus. Sie gab Raimunds und Karlottens unbestimmten Bildern der Zukunft scharfe Umrisse und lebendige Farbentöne; sie setzte die Phantasieschöpfungen des jungen Paars, die in der Luft geschwebt hatten, als reale Gebilde auf den festen irdischen Boden; sie ertheilte aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen praktische Rathschläge. Seit sie da war, ritt Raimund nicht mehr hinaus, die Spuren der versunkenen Römergröße im Lande aufzusuchen, saß er nicht mehr über den Büchern, Karthagos und Hannibals Geschichte zu studiren. Eleonorens Zuruf: selbst ein Hannibal zu werden und unverzüglich Hand anzulegen an die Eroberung Spaniens fiel in ihm auf einen fruchtbaren Boden. Es wurden Pläne geschmiedet; die ersten nöthigen Schritte vorbereitet. Eleonore wurde Raimunden unentbehrlich. Sie liebte es zuweilen aus ihrem Leben zu erzählen. So gab sie auch Gaismeiers Geschichte zum Besten, an dessen Andenken, als an dem eines großen thatkräftigen Mannes sie mit großer Verehrung hing. Als sie die Scene schilderte, wo sie sich von ihm getrennt, vergoß sie Thränen. — Martha ergriff dann das Wort und erzählte weiter, daß Gaismeier von der Republik Venedig seinen Aufenthalt in Padua angewiesen erhalten und eine fürstliche Rente bezogen habe, daß er aber hier im Sommer 1526 von jenem alten Zigeuner Antonio Cebes, der früher eine so dämonische Gewalt über sie ausgeübt, gemeuchelmordet worden sei. Martha hatte dann noch einige Jahre in Venedig gelebt. Dann war sie auf einer Seereise nach dem südlichen Spanien, wohin sie ihr von den Fuggern in die neuen Bergwerke gesetzter Bruder gerufen, einem algierschen Kaper in die Hände gefallen und auf diese Weise in Chair-Eddins Haus gekommen.

Von hier war sie Alnayars Ruf gefolgt, sein Hauswesen zu leiten.

„Die gerechte Vergeltung hat jenen alten Schurken und Mörder ereilt," sagte Eleonore ernst. „Wir waren stets die bittersten Feinde. Und so geschah es denn, daß er in Ungarn, wohin er sich als Spion des Königs Ferdinand gewagt, vor drei Jahren von einer Kugel tödtlich getroffen wurde, die ich ihm zusandte. So wurde ich des edeln Gaismeiers Rächerin ohne es selbst zu wissen."

Die Zuhörer wurden von einem leisen Schauer durchfröstelt. —

Diese geheimnißvollen Entwürfe und Anschläge in Konstantine wurden plötzlich von Martins Ankunft und seiner Kundgebung über die Rüstung des Kaisers gegen Tunis durchkreuzt. Bald erschien auch ein Bote Chair-Eddins an Raimunden mit der Aufforderung, die waffenfähigen Mauren im Gebiet von Konstantine nach Tunis zu führen. Dies veränderte plötzlich die Scene in Alnayars Hause. Kriegerisches Gedränge, lauter Waffenlärm traten an die Stelle der ruhigen häuslichen Bilder.

Raimund frohlockte über des Kaisers Entschluß. Ihm stand es wie eine unerschütterliche Gewißheit in der Seele, daß das kaiserliche Heer und Karl selbst den Untergang in Afrika finden würden; er jauchzte, sich dadurch nach seinem Ziele rasch um ein großes Stück Wegs hingerissen zu sehen, schneller als er in seinen kühnsten Träumen zu hoffen gewagt hatte. Mit fieberhafter Hast betrieb er die Rüstung. Karlotta ließ es sich nicht nehmen, ihm in Allem behülflich zu sein und ihn nach Tunis zu begleiten. Nur der alte Sidi Alnayar schüttelte von bösen Ahnungen beschlichen wehmüthig das ergraute Haupt. Als er seinen Sohn zum Abschied umarmte, rollten ein paar Thränen über seine Wangen. „Leb wohl," sprach er. „Ich habe ein schönes, wenn auch nur kurzes Glück in deinem Besitz genossen. Es

war doch ein freundliches Abendroth an dem früher stets umwölkt gewesenen Himmel meines Lebens."

„Und noch glänzendere Tage werden unserm Wiedersehen folgen, mein Vater," versetzte Raimund freudigen Muths. Alnayar schwieg darauf, wandte sich ab und weinte still.

Eleonore war schon längst vorausgeeilt.

Als Raimund und Karlotta an der Spitze eines stattlichen Heerhaufens Tunis erreichten, war dort Alles in wilder kriegerischer Bewegung. Von allen Seiten strömten aus dem Lande bewaffnete Schaaren herbei. Des Königs mächtiger Wille brachte ein großes Heer zusammen. Goletta wurde stärker befestigt und sechstausend Türken, die mit Chair-Eddin von Konstantinopel gekommen waren, unter dem Befehl der beiden ausgezeichnetsten Anführer und Korsaren Sinan des Juden und Hai-Eddin Kalamans, des sogenannten Jagdteufels, hineingelegt. Chair-Eddin selbst blieb in der Stadt und traf mit seinem Scharfblick die besten Anordnungen. Suleima und Eleonore entfalteten eine unermüdliche Thätigkeit. Zu ihnen gesellte sich als drittes und jüngstes Glied eines seltnen Frauenbundes Karlotta.

Raimund erhielt seinen Standpunkt in ihrer Nähe. Ein fanatischer Geist hatte ihn ergriffen und ging von ihm aus durch alle Mauren. Es galt, das Christenthum zu vernichten und ihr altes unvergeßliches Vaterland in Europa wieder zu erobern. Aber noch weiter schweiften ihre verwegenen Hoffnungen.

Chair-Eddin entsandte Boten an König Franz und an den Großherrn Suleiman. Der Erstere ließ ihm versprechen, sogleich wenn der Kaiser nach Afrika abgereist sei, in Oberitalien einzufallen, der Letztere, sobald der Kaiser vor Tunis geschlagen sei, Deutschland zu überziehen.

Es galt Europa, es galt der ganzen Christenheit.

17.

Karls Zug nach Tunis.

Kaiser Karl verließ mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge Madrid zu Anfang des Monats Juli, um die Rüstung der Flotte in Sardinien selbst zu betreiben. Die Kaiserin und der Infant Philipp begleiteten ihn bis Barcelona, wohin einige Galeeren des Dogen Andreas Doria von Genua zu seiner Ueberschiffung bestellt waren. Sie ließen nicht auf sich warten. Andreas Doria, der große Seeheld, kam selbst, um seinen Kaiser über das Meer zu führen. Auch wartete bereits eine Botschaft des Papstes Paul auf Karl, welche ihm ein von ihm für Doria bestelltes, vom heiligen Vater geweihtes Schwert überbrachte. Karl veranstaltete zur Uebergabe dieses kostbaren, mit goldnem Kreuz und Scheide ausgestatteten Schwertes eine Feierlichkeit im großen Styl. Wie er durch seinen Entschluß die Mauren in Afrika zu bekriegen eine fanatische Begeisterung unter dem Volke in Spanien und Italien hervorgerufen hatte, so gedachte er sie klug zu nähren. Auf seiner Reise hatte ihn der Jubel des Volkes begleitet; in Barcelona empfing ihn dieser Jubel; man nannte ihn den Streiter Christi, man verglich ihn mit seinen Großeltern Ferdinand und Isabella, den Eroberern Granada's. Die Botschaft des Papstes begrüßte ihn als die starke Säule der Kirche. In Barcelona wurde das kaiserliche Paar vom Bruder der Kaiserin, dem Infanten Dom Luis von Portugal empfangen, welcher eine starke Escadron zur Unterstützung des kaiserlichen Kriegszugs herbeigeführt hatte. Wahrlich, Karls Zug nach Tunis war nicht sowohl Ergebniß romantischer Schwärmerei des Kaisers, wofür ihn die Protestanten in Deutschland gern ausgegeben hätten; er war vielmehr

Ergebniß seiner berechnenden Klugheit und seiner frommen und aufrichtigen Anhänglichkeit an das päpstliche Christenthum, ein religiöser Akt, aus dem Verstand und dem Gewissen Karls hervor gewachsen. Er führte stets Christum im Munde, und es war ihm ernst damit; denn er war kein Heuchler. Daß dieser sein Christus nichts als ein päpstliches Götzenbild war und mit dem großen Menschheitlehrer von Nazareth nichts gemein hatte, als einen Namen, den dieser nicht einmal geführt, das wußte Karl nicht; das einzusehen, fehlten ihm alle Mittel.

Auf der prächtigen für den Kaiser bestimmten Galeere war ein reich geschmückter Thron errichtet. Karl zog im halben Kaiserornat, d. h. mit dem kaiserlichen Mantel und der Krone bekleidet, das Scepter in der Rechten, an der Seite der Kaiserin und des Infanten unter einem von hohen Klerikern getragenen Baldachin, von seinen Rittern und Hofherrn gefolgt, aus der Stadt in die Galeere, wo er vom Dogen Doria im großen Admiralschmuck an der Spitze der Schiffsmannschaft empfangen wurde. Vom Thron herab überreichte Karl dem greisen Seehelden, welcher sich auf ein Knie niederließ, das päpstliche Schwert, und sprach: „Edler Doria, ich überreiche Euch das Schwert, welches Euch der Statthalter Christi für diesen heiligen Glaubenskrieg geschickt hat, und welches unfehlbar den göttlichen Segen über Euere Tapferkeit bringen wird.“ Doria nahm das Schwert und versetzte: „Ich schwöre Euerer kaiserlichen Majestät und Seiner Heiligkeit, daß ich diese geweihete Waffe nur zu Gottes und der Kirche Ehre und Ew. Maj. Dienst gebrauchen will.“

Der Kaiser erhob sich und umarmte den Dogen. Die Geschütze der Flotte, des Hafens und der Stadt donnerten bei diesem Akt, und der Schall der Pauken und Trompeten der auf der Galeere befindlichen kaiserlichen Kapelle schloß sich daran.

Nach dieser Handlung nahm die Kaiserin Abschied von ihrem Gemahl. Sie weinte und verhehlte ihm nicht, daß eine böse Ahnung sie ängstige. Da zog er das Krucifix, welches er stets auf der bloßen Brust trug, hervor und hielt es ihr mit den Worten entgegen: „Falle ich in diesem zu Gottes und Christi Ehre unternommenen Kriege so wird dieser hier Euer Gemahl und unsers Philipps Vater sein."

Die Segel wurden aufgezogen und die Flottille mit der Blüthe des spanischen Adels und mit dem portugiesischen Geschwader setzte in vier Tagen nach Sardinien über. Hier fand Karl das Heer versammelt, den Kern des Kriegsvolks fast aller Nationen Europa's. Die Königin-Statthalterin der Niederlande hatte auf einer Flotte ein Korps deutscher Fußvölker geschickt. Es waren sechstausend kampfbewährte Männer zugegen. Die Galeeren von Neapel und Sicilien hatten die alten geübten spanischen und italienischen Söldlinge gebracht, jenes durch die Siege über die Franzosen berühmt gewordene Kriegsvolk. Es waren sechszehntausend Spanier und sechstausend Italiener nebst zweitausend Pferden. Der Papst hatte so viel Mannschaft gestellt, als in seinen Kräften stand; der Malthesser-Orden eine zwar kleine aber furchtbare Flotte ausgerüstet; die tapfersten Ritter befanden sich darauf. Es war die Stärke Spaniens, Italiens und Deutschlands, welche mit dem Kaiser nach Afrika zu gehen sich eingestellt hatte. Auch Karl wußte, was es galt.

Andreas Doria wurde vom Kaiser zum Admiral der Flotte ernannt, der Marquis del Guasto zum Oberbefehlshaber der Landmacht. Die oberste Leitung behielt sich Karl selbst vor. Aber er rief den Soldaten zu, wenn er musternd ihre Reihen durchschritt: „Seid guten Muths, Ihr Brüder! Christus selbst ist unser Heerführer. Er zieht uns voran, er führt uns zum Sieg; denn wir kämpfen

für ihn und seine heilige Kirche. Ich aber bin der großen Ehre theilhaftig, sein Fahnenträger zu sein."

Am 16. Juli ging die Flotte, die fast aus fünfhundert Schiffen bestand und über dreißigtausend regelmäßige Krieger an Bord hatte, unter Segel. Der Kaiser war von zweitausend adligen Männern aus dem ältesten und vornehmsten Häusern Spaniens, Italiens und Deutschlands umgeben, die als Freiwillige gekommen waren, für die Kirche zu streiten. Alle berühmten Namen dieser Länder waren vertreten. Ebenso hatte Portugal seine besten Männer auf das von Dom Luis befehligte Geschwader geliefert. Niemals war das Mittelmeer von einer gleichen Flotte durchschnitten worden. Europa sah mit erwartungsvollen Staunen auf dieses Schauspiel.

Wohlbehalten landete die Flotte zu Portofarina, dem alten Utika, und setzte das Heer ans Land, welches sich unverzüglich auf Goletta in Marsch setzte. Der Kaiser schlug im Angesicht der Festung ein befestigtes Lager auf. Die türkische Besatzung suchte dies durch häufige Ausfälle zu verhindern; auch von einigen maurischen Truppenkorps wurde das kaiserliche Heer fast täglich vexirt; aber der Geist in demselben war ein so herrlicher, und der Kaiser verstand ihn immer höher anzufachen, daß nicht nur alle diese Angriffe mit großer Tapferkeit zurückgeschlagen, sondern auch die größten Strapazen unter der glühenden afrikanischen Sonne mit Freudigkeit ertragen wurden. Karl theilte unverdrossen diese Mühen und Beschwerlichkeiten. Neun Tage und Nächte kam er nicht aus den Kleidern und wenig vom Pferde, indem er alle Arbeiten selbst besichtigte, alle Wachtposten visitirte, alle Anordnung selbst traf und sich furchtlos oft genug der Gefahr aussetzte.

Chair-Eddin und seine Umgebung begannen zu begreifen, welch eine furchtbare moralische und physische Kraft in diesem begeisterten, kampflustigen, abgehärteten und kriegs-

erfahrenen Christenheere sei, und daß die leichten eines solchen Kriegs unkundigen Reiterhaufen der Mauren im Nachtheil gegen die Christen ständen. Die Tollkühnheit der Verzweiflung ergriff die Führer. Auch im Lande selbst drohte ihnen Gefahr. Ueber zehntausend Christensklaven waren hier vertheilt, meist kräftige Leute. Es ließ sich voraus sehen, daß sie, sobald der Kaiser zum Angriff übergehen werde, ja, wenn er Goletta einnehmen sollte, nicht ruhig zusehen würden. Deshalb ließ sie Chair-Eddin greifen und nach Tunis auf die Citadelle bringen. Hier wurden sie in große Gewölbe zusammengesteckt, wodurch ihr Zustand bald unerträglich wurde. Chair-Eddin machte in einem Kriegsrathe den gräßlichen Vorschlag, sie auf einmal Alle zusammenzuhauen, um ihrer ledig zu werden. Allein Sinan und Raimund widersetzten sich einem solchen barbarischen Mord unbewaffneter Menschen, die zeither durch schwere Arbeit dem Lande unberechenbaren Nutzen gebracht. Raimund schwur mit Thränen im Auge, eine solche entsetzliche That müsse ihren Waffen Unglück, ihnen selbst den Untergang bringen.

Chair-Eddin rief stolz: „Wohl, Ihr wollt es! Ihr wollt die Christenhunde geschont wissen; es sei! Allah wende es zum Besten!"

Raimund sprach: „Laß uns gegen die bewaffneten Christen stürmen, die über das Meer gekommen sind uns zu vernichten. Und wenn wir sie alle niedermetzeln: unsre Sache bleibt eine gerechte. Der Mord eines einzigen Christensclaven macht sie zu einer ungerechten. Haben wir nur einen Sieg erst erfochten, dann wird unser Stern steigen, der ihrige sinken und untergehen." —

Und der Stern des christlichen Heers begann bereits zu sinken. In der Nacht eines Tages, an welchem die Spanier in der unerträglichen Sonnenhitze bis zur Er-

schöpfung an den Schanzen gearbeitet hatten und massenweis in tiefen Schlaf gefallen waren, machten die Türken und Mauren über dreitausend Mann stark einen heftigen Ausfall aus Goletta und richteten unter den aus dem Schlafe erschreckt emporfahrenden Kriegern eine furchtbare Verwirrung und Metzelei an. Sie nahmen über dreihundert abgeschnittene Köpfe der besten Soldaten auf ihren Spießen mit und stellten sie auf den Festungsmauern auf. In der folgenden Nacht erfuhren die Italiener einen eben so stürmischen Angriff mit ähnlicher Niederlage von einem türkischen Korps, welches sich am Tage unbemerkt genähert hatte. Vierhundert Mann fanden den Tod, zweihundert geriethen in Gefangenschaft. Der Führer der Italiener, Graf Sarnoc blieb mit seinen besten Hauptleuten; seine reiche Bagage fiel in die Hände des Feindes. Großer Jubel erschallte in Tunis, als der Kopf und die rechte Hand des Grafen als Siegeszeichen anlangten. Der Muth der Mauren wurde gehoben, und es erfolgte Ueberfall auf Ueberfall über die einzelnen christlichen Heerhaufen. Schon war eine große Menge aufgerieben; die beschwerlichen Schanzarbeiten dauerten fort, und der Einfluß des verderblichen Klimas äußerte sich in ausbrechenden Seuchen, welche Tausende niederwarfen und Hunderte rasch in den Tod rissen. Auch der Mangel an nöthigsten Lebensmitteln, vorzüglich an Trinkwasser, wurde täglich fühlbarer. Die unmäßige Hitze machte Fleisch und Brod fast ungenießbar.

Schon war den Christen der Muth gesunken, am meisten den Spaniern. Sie hielten sich in diesem unwirthbaren Lande alle für verloren und gefährliche Meutereien drohten auszubrechen. Nur des Kaisers Persönlichkeit und seine ermuthigenden Ansprachen an die einzelnen Haufen vermochte die offne Empörung niederzuhalten. Er stellte ihnen vor, welch eine ewige Schande für sie,

welch ein abscheuliches Aergerniß vor der ganzen Welt es sein werde, wenn sie aus Furcht und Schrecken jenen unsterblichen Ruhm, den sie sich in Europa durch gewaltige Schlachten gegen Christen erworben, in Afrika gegen Muhamedaner verloren gehen lassen wollten, ehe sie noch in einer Schlacht sich mit den Feinden gemessen hätten.

Alle schrien nach einer Schlacht, um diesen aufreibenden Arbeiten, die zu nichts nützten, ein Ende zu machen. Zum Glück für diese augenblickliche Stimmung des Heeres, langte der Graf Alarcon, ein alter bewährter und durch gewonnene Schlachten berühmter Krieger, in welchen er die Spanier befehligt hatte, mit einem Succurs von dreitausend Mann auf einer neapolitanischen Escadre im Lager des Kaisers an. Dreihundert spanische Edelleute befanden sich als Freiwillige bei ihm. Der Kaiser, hocherfreut über die Ankunft des Grafen, deren Wichtigkeit er einsah und sogleich zu benutzen gedachte, umarmte ihn vor allem Volke; das Heer begrüßte ihn mit Jubel. Der Marquis del Guasto trat sogleich vom Oberbefehl zurück, welchen Alarcon auf des Kaisers Befehl übernahm.

Von diesem Augenblick an wendete sich das Kriegsgeschick. Schon am folgenden Tag führte Alarcon ein Korps von dreitausend Reitern und eine diesen entsprechende Anzahl deutscher und spanischer Fußknechte plötzlich gegen den eines solchen Angriffs nicht gewärtigen Feind und erfocht einen glänzenden Sieg. Die geschlagenen Mauren, welche viele Todte und Verwundete auf der Wahlstatt zurücklassen mußten, flohen nach der Stadt hin und richteten dort große Bestürzung an. Desto glänzender war die Wirkung dieses Sieges auf das christliche Heer. Der Kaiser ritt umher und versprach den Soldaten die Plünderung der Stadt Tunis, von deren Schätzen er eine reizende Beschreibung machte.

Die Mauren benutzten einen heftigen Sturm am fol-

genden Tage zu einem Ausfall aus Goletta. Der die ganze Atmosphäre erfüllende Sand war ihr Verbündeter und die Spanier wurden zum Weichen gebracht. Die Italiener und Deutschen schlugen aber die Angreifenden mit starkem Verlust zurück. Beschämt über ihr Zurückweichen verlangten die Spanier mit Ungestüm die Festung zu stürmen. Es mußte ihnen nachgegeben werden. Aber die Moslim wehrten sich mit solcher Tapferkeit und der Verlust der Spanier war so stark, daß der Kaiser Befehl zum Rückzug gab. Doch erhöhte dieses fehlgeschlagene Unternehmen die Wuth des christlichen Heers, und der Kaiser entschloß sich zu einem allgemeinen Sturm auf die Festung.

Während der Woche, welche die Vorbereitungen dazu noch kosteten, langte der König Mulei-Hassan mit dreihundert Reitern im Lager an.

Noch war eine Batterie herzustellen, aber der Kaiser ergriff selbst Hacke und Schaufel und arbeitete mehre Stunden. Natürlich folgten alle Adligen seinem Beispiel. Das ganze Heer warf sich gleichsam auf die Arbeit und in wenigen Tagen war Alles hergestellt. Am folgenden Morgen wurde die Festung zugleich vom Lande und vom Meer aus angegriffen. Alle Batterien auf den Schanzen und auf den Schiffen spieen ihr flammendes Geschoß gegen die Mauern und Gebäude. Bald stürzten Thürme ein, Breschen entstanden, Feuersäulen schossen auf. Der Besatzung verfiel der Muth; sie zog sich gegen Abend in die Bollwerke zurück. Die Kanonade wurde bis nach Mitternacht fortgesetzt. Dann ließ der Kaiser durch die Trompeter das Zeichen zum Sturmlaufen geben. Während die alten spanischen Soldaten die Leitern anlegten und zuerst mit wildem Geschrei hinaufstürmten, griffen die Deutschen die Bollwerke an. Die Italiener bildeten die zweite Sturmcolonne.

Eine Stunde lang wehrten sich die Afrikaner verzweifelt. Aber der Muth der Christen steigerte sich bis zur Raserei des Fanatismus. Sie erstiegen die Mauern und warfen Alles nieder. Die Hälfte der Besatzung war schon aufgerieben; die andre Hälfte ergriff die Flucht über die Brücke, welche über den Kanal führte. Die Deutschen verfolgten sie und erlegten ihrer noch Viele. Der größere Theil entkam mit Hülfe der Nacht nach Tunis zu, um Chair-Eddin die Schreckensbotschaft zu überbringen.

In der ersten Frühe des nächsten Tags zogen Kaiser Karl und König Mulei-Hassan in die eroberte Festung ein, stürmisch begrüßt vom Freudengeschrei des siegreichen Heers.

Die gefallenen Moslim lagen noch am Wege. Des Kaisers Augen fielen plötzlich auf eine Leiche, deren langes blondes Haar in Locken über den Boden zerstreut war. Eine auffallende Ausnahme von den übrigen Todten. Karl hielt sein Pferd an und schaute dem Gefallnen in das rückwärtsgebogene Gesicht. Aus der bleichen Fläche desselben traten mehrere dunkelblaue Flecken. Karl erkannte diese Flecken, die unheilvollen Zeichen eines Muttermales, herrührend von einer Scheere, die vor vierunddreißig Jahren durch einen rachsüchtigen Schnitt in ein prächtiges blondes Frauenhaar dem Geschick seines Hauses und seiner Länder eine andre Wendung gegeben hatte. Er kannte den unglücklichen Mann, der hier sein trauriges Schicksal erfüllt hatte. Martin war Tags vor dem Sturme als Chair-Eddins Botschafter in die Festung gekommen. Eine christliche Kugel hatte ihm die Brust zerrissen. Der Kaiser ritt weiter, aber ernst, fast trüb gestimmt, trotz des Sieges.

Drei Tage später führte Karl sein Heer auf der Ebene gegen Tunis und stieß drei Meilen vor der Stadt auf den

Feind. Chair-Eddin hatte sein Heer in Schlachtordnung aufgestellt, eine imposante Macht. Es waren siebzigtausend Mauren zu Pferd und zu Fuß, die Letztern theils Bogen-, theils Rohrschützen, und siebentausend Türken. Er war also fast noch einmal so stark als der Kaiser. Mit dem verwegenen Muthe, welchen die unabweisbare Ueberzeugung verleiht, daß das entscheidende Schicksal vor der Thüre stehe, daß der Sieg die Bahn eröffne zu schimmernder Macht und Größe, die Niederlage aber Vernichtung bringe, redete der kühne Abenteurer, der es vom Töpferssohn in Lesbos bis zum König in Tunis gebracht und dem sein strahlender Glücksstern sich noch niemals verhüllt hatte, sein Heer an. „Wenn Ihr das Heer der Christen vernichtet, so steht Euch Euer Vaterland, aus dem Euere Väter von den Christen vertrieben wurden, wieder offen. Denn Spanien ist Euer Vaterland. Viel tausende Euerer unglücklichen Brüder warten dort nur auf Euern Sieg, um das schmachvolle Joch der Christen abzuwerfen und Euch mit offnen Armen zu empfangen. Ein Sproß des Königshauses von Granada wird an Euerer Spitze kämpfen. Die Schiffe des Kaisers mit seinen Schätzen sind Euere erste kostbare Beute. Ihr braucht sie nur zu besteigen und über das Meer zu fahren, um Spanien in Besitz zu nehmen. Der Feind unsres Glaubens muß also von Euch geschlagen werden. Wohlauf denn, zur Schlacht! Die Stimme des Propheten ist's, die Euch zum Kampfe ruft!"

Aber auch Kaiser Karl hatte einem Glücksstern zu vertrauen, der ihm noch niemals untreu geworden war und ihn zum mächtigsten Herrn der Erde gemacht hatte. Mit diesem Gefühl sprach auch er zu seinem Heere. „Ihr seht die Feinde Christi, unsers göttlichen Erlösers, vor Euch. Sie sind auch unsre Feinde. Christus der Herr ist Euer Führer; seine herrliche Fahne geht Euch voran. Ihr werdet durch die Vernichtung dieses Feindes zeitlichen und

ewigen Lohn erringen. Euer Ruhm wird unsterblich sein. Jeden, welcher in diesem heiligen Kriege fällt, trägt Christus sogleich in Abrahams Schooß. — Ihr Spanier besonders bedenkt, daß Euch Mauren gegenüberstehn, die Euere Väter siegreich von Spaniens christlichem Boden vertrieben, die sie dort und selbst in Afrika stets mit dem glücklichen Erfolg bekämpft haben. Zahlreich sind die Schlachten, in welchen die Christen den Muhamedanern oblagen. Fügt ihnen noch eine glänzende Zahl hinzu. Befreit Euer Vaterland von den grausamen Räubereien, mit welchen es zeither durch diese Barbaren heimgesucht wurde. Verleiht Christi Namen heute neuen Glanz. Millionen Euerer Brüder werden Euch dafür segnen. Die Stadt Tunis mit ihren unermeßlichen Schätzen ist Euer. Auf denn zum Sieg in Christi Namen!"

Und das Krucifix schwingend gab er das Zeichen zum Angriff. Das Geschütz begann seine Donner. Das der Muhamedaner richtete große Verwüstung im kaiserlichen Heere an. Die Mauren dehnten sich zu einem großen Halbkreis um die Christen aus. Ihre Absicht war offenbar sie zu umringeln. Da warf Karl seine eisernen Reiter auf Chair-Eddins Centrum, und die spanischen und deutschen Fußknechte rückten im Sturmschritt nach. Wie die Mauren sich zertheilten, so zogen die Christen sich zusammen und trieben sich als Keil in die Mitte des Feindes. Dadurch wurde dieser zersprengt und die Schlacht entschieden. Sobald Chair-Eddins Centrum durchbrochen war, erhoben die Christen das Siegesgeschrei, und die Mauren ergriffen die Flucht. Das christliche Schwert mähete sie nieder. Tausende von ihnen bedeckten sterbend das Schlachtfeld. Der herrlichste Sieg war in kurzer Zeit gewonnen. Chair-Eddin vermochte die allgemeine Flucht der Seinigen nicht aufzuhalten; er wurde von ihr mit fortgerissen. Karl stieg vom Pferde und kniete im heißen Sande des Schlachtfelds nieder,

ein Dankgebet zu sprechen. Das Heer um ihn stimmte ein gloria in excelsis an. Dann brachen die Sieger nach der Stadt auf.

18.

Karl der Sieger.

Die Verwirrung in Tunis erreichte schnell eine furchtbare Höhe. Zuerst lähmte der Schrecken, welchen die heransprengenden fliehenden Reiter verbreiteten, auf kurze Zeit die Lebensthätigkeit der Bewohner. Dann erhob sich ein entsetzliches Klagegeschrei, und die ganze Bevölkerung lief verzweiflungsvoll heulend wirr auf den Straßen durcheinander. Ein Theil ergriff mit dem, was er von seinen besten Habseligkeiten fortbringen konnte, schleunigst die Flucht; ein anderer Theil sammelte sich auf Suleima's und Eleonorens Ruf, um sich zum Widerstand zu rüsten. Suleima hielt Anreden an das Volk, wie sie einst von Maria de Padilla vernommen. Wie diese hatte sie sich ein Schwert umgegürtet, wie diese schwang sie muthig eine Fahne. Eleonore unterstützte die königliche Freundin mit Kraft, und als Chair=Eddin ankam, fand er Ursache, die Anordnungen der Frauen zu preisen. Es gelang ihm, die Trümmer des fliehenden Volks aufzuhalten. Aber die Stimmung dauerte nur kurze Zeit. Das bewaffnete Volk verlangte sich in die Citadelle zu werfen. Doch diese war von den gefangenen dort eingesperrten Christensklaven besetzt. Und von ihnen drohete jetzt im kritischen Augenblicke neues Verderben. Aus dem Geschrei hatten sie die Niederlage des Königs vernommen. Mit tausendstimmigen Gebrüll verlangten sie von ihren Wächtern die Oeffnung der Kerker, und diese hatten nicht den Muth bei der ge=

fährlichen Lage der Dinge ein solches Begehren zu versagen. Zehntausend Menschen stürzten auf die Wälle heraus, richteten die Geschütze gegen die Stadt und erhoben ein so weitschallendes Triumphgeschrei, daß allem Volke in der Stadt grauste. Der Gedanke, daß der Feind die Citadelle bereits in seiner Gewalt habe, und jeden Augenblick die Stücke lösen und mörderische Kugeln herabsenden könne, wirkte niederschmetternd. Und schon erschallte der Ruf, daß die spanischen Reiter sich am Horizonte zeigten. Mann, Weib und Kind stürmte heulend fort, aus den Thoren, in die Weite. Wohin man blickte, boten sich dem Auge Bilder des Entsetzens. Die weichherzigen Rathgeber verwünschend, die ihn zur Schonung der Christensklaven vermocht, warf sich Chair-Eddin auf's Pferd. Nicht einen Augenblick war er mehr sicher; denn schon erhob sich Mulei-Hassans Partei, um ihn zu fangen. Sein schnelles Roß entriß ihn glücklich ihren schon nach ihm ausgestreckten Händen. Aber Suleima und Eleonore wurden von ihnen gefaßt und in einen Kerker geworfen. Stolz und festen Schrittes gingen sie Arm in Arm unbekümmert um den Hohn ihrer Feinde. Sie waren als ächte Heldinnen auch auf dieses Schicksal vorbereitet und sahen ihm fest ins Auge.

Die Partei des vertriebenen Königs, von Minute zu Minute wachsend, öffnete die Thore der Citadelle. Jubelnd strömten die Gefangenen heraus. Sie schickten unverzüglich einen reitenden Boten an den Kaiser ab, ihm ihre Befreiung zu verkünden. Auch die Stadt sandte eine Botschaft an den Kaiser, welche ihm die Schlüssel der Thore überbrachte und um Schonung des Lebens und des Eigenthums der zurückgebliebenen Mulei-Hassan ergebenen Bewohner anflehte. Karl konnte diese Bitte nicht erfüllen; er hatte seinen Kriegern die Plünderung der Stadt versprochen. Um aber Unglück vorzubeugen,

ließ er schnell auf dem Wege die Heerführer zu einem Kriegsrath zusammenrufen. Sogleich schöpften die nach Beute lechzenden Soldaten Verdacht, daß ihnen die zugesagten Früchte des Siegs verkümmert werden sollten, und ohne den Beschluß des Kriegsrathes abzuwarten und trotz der ungeheuren Strapazen, die sie bereits erduldet, setzten sie sich mit unbändigem Geschrei und in wilder Unordnung in schnellern Marsch. Alle Zucht, aller Gehorsam hatten ein Ende. Wie hungrige Raubthiere erreichten sie die Stadt und ergossen sich in die Straßen und Häuser, alles Lebende mordend, was ihnen aufstieß, alles Werthvolle raubend und zusammenschleppend. Alle schauderhaften Ausschweifungen, welcher siegreiche, durch die Wuth des Sturms entmenschte Soldaten fähig sind, alle blutigen Greuel, zu welchem Volks- und Religionshaß solche Soldaten hetzt und stachelt, wurden an diesem Tage verübt. Ueber dreißigtausend unschuldige Einwohner von Tunis fielen als Opfer christlicher Bestialität, zehntausend, meist Frauen und Kinder, wurden als Sklaven in die Citadelle geführt. Die Beute war über alle Erwartung reich und groß.

Während das Entsetzensgeschrei der Ueberfallenen und das Jammergeschrei der Sterbenden die Lüfte durchschnitt, zogen die befreiten Christensklaven aus der Stadt, voran ein Greis mit langem weißen Barte ein hohes Kreuz tragend, das sie schnell zubereitet hatten, und sangen den ambrosianischen Lobgesang. Als sie den Kaiser erblickten, fielen sie auf die Knie und priesen ihn als ihren Retter und Befreier. Der Kaiser umarmte und küßte die Aeltesten mit Thränen der Rührung. Dann zog er an ihrer Spitze in die Citadelle. Die Stadt, wohin sich Mulei-Hassan begab, scheute er sich zu betreten; er mochte die Greuel der entfesselten Leidenschaft nicht sehen, die er nicht hindern konnte.

Eine schauerliche Nacht folgte dem gräßlichen Tage. Die gefangenen maurischen Krieger mußten alle Leichen aus der Stadt in eine große Grube schaffen und beim ersten Licht des folgenden Morgens die Straßen von Blut säubern. Gegen Mittag hielt Karl, Mulei-Hassan an der Seite mit seinem glänzenden Gefolge den Triumphzug durch die Stadt. Herolde verkündeten mit Trompetenschall, daß der Kaiser den rechtmäßigen König des Landes auf den Thron seiner Väter zurückführe und feierlich wieder in die Macht einsetze. Der verabscheute Mörder nahm den von Blut und Leichen umgebenen Herrschersitz ein, um das Rachewerk an seinen Widersachern zu beginnen. Kaiser Karls christlicher Sinn hatte ihm dazu verholfen. Da gedachten denn die Schmeichler die einflußreiche Favorite Chair-Eddins und ihre umsichtige Freundin dem jungen König vorzuführen, damit er an ihnen, den Weibern, seine Rache auslasse. Der Kerker wurde geöffnet, und — zwei Leichen gefunden. Arm in Arm geschlungen lagen sie, die Königin und die Bettlerin. Das Gift, das sie für einen solchen Fall bei sich getragen, hatte seine Wirkung gethan. Zwei der außerordentlichsten Frauen waren vom Schauplatz abgetreten. Die bistialische Gemeinheit der Gesinnung wollte wenigstens einen Ersatz für das vereitelte Schauspiel. Der Rachedurst sollte wenigstens gekitzelt werden, da er nicht befriedigt werden konnte. Die Leichen wurden beide vor die königlichen Häupter gebracht. Ein Strahl von Freude zuckte über Karls Gesicht. Obgleich er Eleonoren nie gesehen, erkannte er sie doch; er erkannte sie an den Narben, die seine Mutter gegraben, an dem blonden Haar, das seinen Vater einst bestrickt. Auch Suleima'n betrachtete er einige Augenblicke und das Bild seiner Jugend stand vor seiner Seele, wie dieses reizende Weib ihm einst in Brüssel Reitunterricht gegeben hatte. Seine beiden größten und schlauesten Feindinnen waren

nicht mehr. Mulei-Hassan befahl, die beiden Leichen durch die Straßen zu schleifen und sie dann den Hunden vorzuwerfen. Karl befahl ruhig und fest, um sie auch vor späterer Mißhandlung zu schützen, sie nach Goletta zu führen und in mit Steinen beschwerten Säcken ins Meer zu versenken. Und sein Befehl war hier noch Gesetz. Im Meeresgrund an der Küste von Afrika lagen am andern Tage die Leichen der beiden Frauen, die es versucht hatten, der Welt eine neue Gestalt zu geben.

Kaiser Karl sollte noch ein solches Schauspiel sehen und überzeugt werden, daß sein Glücksstern im vollsten Glanz in seinem Zenith stehe; aber diese Ueberzeugung sollte zugleich mit großem Schmerz für ihn verbunden sein, damit er sich erinnerte, daß er ein Mensch sei. Christliche und maurische Krieger waren ausgeschickt, die Todten auf dem Schlachtfelde zu begraben. Die Letztern kehrten zurück mit zwei Leichen, die sie sich vom Kaiser zum Geschenk erbitten wollten, um sie nach Konstantine zu führen. Es waren die Raimunds und Karlotta's. Sie waren bei einander gefunden worden, Raimund mit von einem Schwerthiebe gespaltenem Kopfe, Karlotta über ihm mit von einem Dolche, den sie noch in der Hand hielt, durchbohrter Brust.

Karl sah sie tief erschüttert. Er ließ sich einen Kranz bringen, und legte ihn auf die beiden schönen Leichen. Dann wandte er sich ab. Den Mauren wurde ihre Bitte gewährt. Die Kämmerer des Kaisers erzählten am andern Morgen in vertraulicher Weise, daß ihr Herr die ganze Nacht über im Zimmer gewandelt. Seine Augen waren geröthet.

Mit Mulei-Hassan schloß er einen Vertrag, wonach der König sein Land als spanisches Lehn des Kaisers empfing und sich verbindlich machte, alle Christensklaven im Königreich freizugeben, allen Unterthanen Karls freien Handel

und freie Religionsübung zu gestatten, keinen türkischen Seeräuber zu dulden u. s. w.

Der Kaiser behielt nicht nur Goletta, sondern alle festen Seehäfen des Königreichs; für Unterhaltung der Besatzung sollte der König jährlich zwölftausend Kronen bezahlen und als Lehnszins jährlich sechs arabische Pferde und ebensoviel Falken entrichten.

Am 17. August ging Karl unter Segel nach Neapel, wo ihm die glänzendsten Feste gefeiert wurden. Dann gegen König Franz, der mit einem Heer in Savoyen eingefallen war, zu neuen Siegen.

Der siegreiche Zug nach Tunis umgab das Haupt des Kaisers mit einem Nimbus, vor dem der Stern der Protestanten in Deutschland verbleichen mußte; er flocht den unsterblichen Kranz des Ruhms um seinen Namen, wie keine seiner übrigen Thaten, des höchsten Ruhms, dessen ein Herrscher theilhaftig werden konnte, des Siegers über die Feinde der Christenheit: er führte ihn auf die Höhe seines Glücks. In allen Zungen Europas ward er verherrlicht, die befreiten Christensklaven verkündeten sein Lob in allen Landen. Sein Name wurde denen der größten Helden der Vergangenheit beigesellt. Kein König des Alterthums hielt in den Augen der Mitlebenden den Vergleich mit ihm aus, und der Despotismus erhielt durch diesen leichten Sieg zum Schaden der Völker unerschütterliche Grundlagen.

Und doch fraß an Karls Seele schon der Lebensüberdruß, der ihn zwanzig Jahre später die Kronen niederlegen ließ und in das einsame Kloster St.-Just in Placentia führte.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Storch, Ludwig,

Ein deutscher Leinweber Zeit- und Lebensbilder aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts

Bd.: 3,4.

Leipzig 1862